Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1936

59. Jahrgang. | Winnipeg, Man., den 29. Januar 1936. | Nummer 5.

Ein Gebet.

Mel.: Ich bete an die Macht der Liebe

Herr, laß mich nicht verloren gehen,
Allmächtiger, verstoß' mich nicht,
Und laß mich nicht zur Linken stehen,
Dereinst im großen Weltgericht;
Herr hilf, daß meine arme Seele
Doch nicht das rechte Ziel verfehle.

Ich schäme mich vor deinem Throne,
Und schlage reuig an die Brust
Und bitte, großer Gott, verschone,
Denn Dir ist meine Schuld bewußt;
O Gott, Du kannst an mir nichts finden
Als Sündenschuld, nur lauter Sünden.

Doch blick' ich auf zum Kreuzesstamme,
Hinüber dort nach Golgatha,
Und sehe, was dem Gotteslamme
Dort einst für meine Schuld geschah;
Er blutete für meine Sünden,
Ich Aermster kann Vergebung finden.

Nun will ich's auch den Andern sagen
Und schrei' es in die Welt hinein:
Ob tausend Schulden uns verklagen,
Des Lammes Blut macht alles rein.
O Sünder hört die Botschaft schallen:
Es ist Vergebung für uns allen.

J.P.F., Rosthern, Sask.

Der neue englische König Eduard der Achte



König Edward VIII

Der Fürst von Wales, ältester Sohn des verstorbenen Königs und Thronfolger, wurde am Dienstag feierlich zum neuen König des Britischen Weltreichs proklamiert. Er wird als König den Namen Eduard 8. führen. Es wurden sofort Schritte unternommen, um den Geheimen Rat zusammen zu rufen, um die Regierung auf den neuen Herrscher zu vereidigen und diese Zeremonie wurde im Palast von St. James vollzogen. Die Proklamation wurde in Uebereinstimmung mit der Tradition in London verkündet, mit dem historischen Satz: „Der König ist tot — lang lebe der König!"

Der verstorbene Monarch George V. war am 3. Juni 1865 geboren und kam nach dem Tode seines Vaters Edward VII am 6. Mai 1910 auf den Thron. Er vermählte sich im Jahre 1893 mit der Prinzessin Mary of Teck. Das königliche Paar hat vier Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, der jetzige König Edward VIII., wurde am 23 Juni 1894 geboren und ist also 41 Jahre alt und noch unvermählt. —Möge ihm eine lange und gesegnete Regierung beschieden sein!

König Georg gestorben.



George V., König von Großbritannien Kaiser von Indien etc. ist am letzten Montag 5 Minuten vor Mitternacht zu Schloß Sandringham entschlafen. Der 70 Jahre alte Monarch, der nur einige Tage lang schwer krank war, hatte ein friedliches Ende.

Von Schloß Sandringham wurden am Dienstagmorgen über das Ableben des Königs folgende Einzelheiten mitgeteilt:

Großbritanniens geliebter König starb friedlich Montag gerade vor der Mitternachsstunde.

Der Prinz von Wales, der älteste Sohn, wird als König Eduard 8. den Thron seiner Väter besteigen.

Die Königin Mary, der Fürst von Wales und andere Mitglieder der königlichen Familie sowie der Erzbischof von Canterbury waren am Totenbett, als das Ende um 11.55 Uhr nachts (5.55 p.m. C.S.T.) kam.

Eine plötzlich insetzende Krankheit, die nur von viertägiger Dauer war, hat den Tod Sr. Majestät herbeigeführt. Es war ein Bronchialkatarrh, der von Herzschwäche begleitet war.

Die weinende Königin wurde am Arme ihres ältesten 41 jährigen Sohnes des neuen Königs, aus dem Sterbezimmer geführt, welches darauf verdunkelt wurde.

Im Laufe des Dienstags wurd die Leiche des Königs nach der Kirche von Sandringham gebracht und dann nach London, wo sie in der Westminster Abtei feierlich aufgevahrt wird und wo die Untertanen eine letzte Gelegenheit haben die Leiche auf dem Paradebett zu sehen.

Das Parlament wurde zu einer Sitzung am Dienstagnachmittag einberufen.

Das letzte Bulletin, das Montagabend von den Aerzten des Königs herausgege

ben wurde, lautete:

„Das Leben des Königs geht friedlich seinem Ende zu."

Vorher waren folgende Krankheits-Berichte von den Aerzten bekanntgegeben:

Freitag Abend: „Der Bronchialkatarrh, woran Se. Majestät der König leidet, ist nicht ernst, aber es hat sich eine Herzschwäche gezeigt, die etwas beunruhigend ist." — „Samstag Vormittag: „Die Befürchtung, die in dem Bulletin vom letzten Abend ausgesprochen wurde, ist noch vorhanden." — Sonnabend Nachmittag: „Der König hat etwas ruhigen Schlaf gehabt. Die Herzschwäche und die Schwierigkeiten der Zirkulation haben etwas zugenommen und geben weiter Ursache zu Befürchtungen." — „Samstag Abend: „Es sind keine Aenderungen seit dem letzten Bulletin zu berichten." — Sonntag Mittag: „Trotz einer unruhigen Nacht verbleibt der König gut bei Kräften."

Sandringham: „Am Montag Morgen wurde kein offizieller Bericht herausgegeben, doch hieß es, daß der König ein wenig Schlaf gehabt habe und sein Zustand im allgemeinen unverändert sei.

„Der König leidet an einem schweren Bronchialkatarrh und es mußte ein besonderer Sauerstoffapparat ins Krankenzimmer gebracht werden zur Behandlung des Patienten."

Ihre Majestät Königin Mary war von Freitag bis Sonnabend Nachmittag in der Nähe des Kranken, erst Sonntagabend machte sie einen kurzen Spaziergang mit ihrer Tochter Prinzessin Mary in den Schneebedeckten Gärten des Schlosses. Die Prinzessin, die einzige Tochter des Königs, kam am Samstag von Leeds mit ihrem Gemahl, dem Earl von Harewood,

Die Zeitung „Sunday Expreß," London brachte einen Bericht, daß eine Person aus dem Haushalt von Schloß Sandringham behauptet habe, daß der König schon zu Weihnachten nicht mehr gesund war. Nachdem er seine Weihnachtsansprache über das Radio gehalten hatte, hätte er sich zurückgezogen und nicht an der Weihnachtsfeier der königlichen Familie teilgenommen. Seine Krankheit wäre aber noch nicht ernst gewesen, bis vor einiger Zeit. Am vorletzten Sonntag war er in der Kirche und damals fiel es manchen auf, daß er krank aussah.

Vier der hervorragendsten Aerzte Großbritanniens behandelten den König: Lord Dawson of Penn., der Leibarzt des Königs; Sir Stanley Hewett; Sir Frederick J. Willians und Sir Morris Cassydy. Der letztere ist einer der ersten Herzspezialisten in England.

Premierminister W. L. Mackenzie King von Canada erklärte Sonntagabend, daß ganz Canada sehr besorgt um die Gesundheit Sr. Majestät des Königs sei. Indem er seiner eigenen Besorgnis und der der Regierung Ausdruck gab, sagte er: „Man könnte fast sagen, daß es nicht ein Haus in der Dominion gibt, in welchem man nicht für die Gesundheit und das Wohl des Königs betet und in welchem man nicht die Angst und Sorgen der Königin und der anderen Mitglieder der königlichen Familie teilt."

In hunderten von Kirchen in ganz Canada wurden am Sonntag Kirchengebete für die Gesundung des Königs gesprochen.

Am Montag war eine Sitzung des geheimen Rats einberufen, um einen Staatsrat (Council of State) zu ernennen, der während der Krankheit des Königs fungieren soll. Während der ernsten Krankheit des Königs im Jahre 1928—29 wurde auch ein solcher Staatsrat ernannt, bestehend aus der Königin, dem Prinzen von Wales, dem Herzog von York, dem Erzbischof von Canterbury, dem Lord Kanzler und dem Premierminister.

Zu dieser Versammlung am Montag waren bereits anwesend der Prinz von Wales, der Herzog von York, den Herzog von Kent, der Erzbischof von Canterbury, Lord Wigram, Privatsekretär des Königs, Lord Dawson of Penn, einer der Aerzte des Königs, und es sind weiter dazu eingeladen worden: Sir John Simon, der Innenminister, Ramsay MacDonald, Lord-Präsident des Ministerrats, Viscount Hailesham und Sir Maurice Hankey, Sekretär des Geheimen Rats. Königin und die vier Söhne des Königs wurden zu diesem Staatsrat ernannt, der nun nichts weiter zu tun hat denn mit dem Tode König Georgs besteigt ein neuer König den Thron.

Die Bewohner der Umgebung Sandringhams zeigten große Teilnahme für ihren König: am Sonntag war eine unaufhörliche Prozession vom Morgen bis Abend im Gange nach dem Tor an den Schloßgarten wo auf einer kleinen Holztafel Ankündigungen über die Krankheit des Königs nachts angeschlagen waren. In allen Kirchen des Vereinigten Königreiches wurden morgens und abends während der Gottesdienste besondere Gebete für den König gesprochen.

In der ganzen Welt wurde die Nachricht vom Tode des Königs mit Trauer und Bedauern entgegengenommen, und viele Beleidskundgebungen von gekrönten Häuptern und Staatsmännern sind in England eingelaufen. In vielen Ländern wehen die Flaggen als Zeichen der Trauer auf Halbmast. Besonders in dem Vereinigten Königreich in Canada und anderen zum Britischen Weltreich gehörenden Ländern hat die Nachricht vom Tode Bestürzung hervorgerufen, denn man hatte ein so schnelles Ableben des Königs nicht erwartet, sondern gehofft daß er die Krankheit überwinden werde.

Präsident Roosevelt von U. S. A. Kanzler Hitler, viele Könige und Präsidenten schickten Beileidsdepeschen nach Schloß Sandringham.

Dienstag, den 28. Januar ist das Begräbnis des Königs Georg. Canada hält einen allgemeinen Trauertag und alles bleibt geschlossen.

Korrespondenzen

Als Canada-Deutscher in Deutschland.

Von Dr. N. J. Neufeld, Leipzig.
Roßstraße 14.

Dr. N. Neufeld, der in Winnipeg ansässig ist, aber seit letztem Frühjahr sich mit seiner Familie in Deutschland aufhält, um in Leipzig weiteren medizinischen und chirurgischen Studien zu obliegen, schreibt uns:

Die Reise von Hamburg nach Berlin war sehr interessant und abwechslungsreich. Vielen Auslanddeutschen ist es wohl nicht bekannt, daß etwa der dritte Teil Deutschlands bewaldet ist. Durch manch einen schönen Fichtenwold führte unser Weg. Die abwechslungsreiche Landschaft Deutschlands läßt es wirklich als lohnend erscheinen, seinen eigenen Wagen zu fahren. Das Reisen in einem Auto ist verhältnismäßig nicht teuer u. besonders vorteilhaft für einen Touristen, der die Register Mark im Deutschen Reiche benützen kann. Das Benzin kostet 34—38 Pfennige per Liter. Weil die Strecken im Vergleich zu den amerikanischen Entfernungen verhältnismäßig kürzer sind, kann man für wenig Geld viel sehen. Eine Fahrkarte von Winnipeg nach New York auf der Eisenbahn kostet $39.50, d. h. für nicht ganz 2000 Meilen. Wir machten einen Umweg über Ontario und fuhren eine Strecke von 2500 Meilen für $21.00 (nur Betriebsunkosten). Der internationale Führerschein kostet $50.00 (nur für Deutschland $25.00). Die Beförderung des Autos auf dem Schiff hin und zurück beläuft sich durchschnittlich auf $145.00 Wenn dann an einer solchen Reise mehr als 2 Personen teilnehmen, ergibt es sich klar, warum es sich lohnt, den eigenen Wagen mitzunehmen. Das gilt auch in Deutschland, wo die Eisenbahnfahrten besonders billig sind, wenn zwei oder mehr sich in die Reiseunkosten teilen.

Berlin ist eine moderne Weltstadt und mit ihren breiten, geraden Straßen kaum mit den anderen deutschen Städten zu vergleichen. Ich kann hier unmöglich all die imposanten Bauten Berlins beschreiben, sondern möchte das lieber einem kundigeren Mann überlassen. Aber es macht tiefen Eindruck, wenn man all historisch bedeutsamen Plätze, von denen man immer gehört oder gelesen hatte, einmal mit eigenen Augen sieht. Wir fuhren auch „Unter den Linden", aber diese Straße ist wie viele andere heute „unten hohl." Hier wurden und werden Untergrundbahnen gebaut. Eine ungeheure Bautätigkeit ist in Berlin wie im übrigen Deutschland im Gange. Jeder Reisende staunt darüber. Es wird gearbeitet in einem Tempo und mit einer Wirtschaftlichkeit, wie das kaum in einem anderen Lande zu finden ist. Man könnte vielleicht meinen, das arme, ausgesogene Deutschland sorge und mühe sich nur noch ums tägliche Brot. Aber weit davon entfernt. Die Hochschulen, die Universitätskliniken und andere Fachschulen sind in den letzten Jahren so modern ausgebaut worden, daß die Ausländer das nur bewundern können. Ein englischer Arzt aus London, der in Leipzig mit mir die moderne medizinische Klinik besichtigte, stellte unwillkürlich die Frage: „Wie kommt es, daß wir bei uns nicht die Mittel zur modernen Ausstattung unserer Kliniken auftreiben können?" Dieser gewaltige Aufbau wäre auch den Deutschen nicht möglich, wenn nicht die Organisationsfähigkeit, die Sparsamkeit und der Fleiß der Deutschen dabei zur Geltung kämen. Man kann sich kaum vorstellen, was Deutschland leisten würde, wenn es die Rohstoffe Amerikas und all die anderen Naturschätze des amerikanischen Kontinents hätte. Denkt man dann noch an die großen Opfer des Weltkrieges, an Versailles, an die ungeheuren Reparationslasten, an die Lotterwirtschaft der marxistischen Regierungen, dann wird einem fürwahr eine Hochachtung vor dem deutschen Können abgerungen, die das schwergeprüfte deutsche Volk redlich verdient hat.

In Berlin studieren eine ganze Reihe auslanddeutscher junger Leute, unter ihnen Theologen, Mediziner, Naturwissenschaftler und Philologen. Diese auslanddeutschen Studenten haben ein wunderschönes Heim im Schloß Köpenick bei Berlin. Ich hatte dort Gelegenheit, einer Abschiedsfeier beizuwohnen, mit der die verschiedensten Turnübungen sowie Wettschwimmen und Rudern verbunden waren. Im großen Saal des altertümlichen Schloßes wurden vom Leiter des Heims und von einzelnen Studenten Reden gehalten, die von großen Verstandnis für das Auslanddeuschtum u. besonders für die auslanddeutschen Studenten zeugten. Man wird von dem großen Gedanken der Volksgemeinschaft tief ergriffen wenn man solchen Kundgebungen beiwohnt.

Seit dem 5. Juli bin ich in Leipzig. Meine Frau und Kinder waren in den Monaten Juli und August in Wernigerode und sind seit dem 1. September auch in Leipzig. Wernigerode ist ein reizendes Städtchen am Nordabhang des Harzes, wohin jedes Jahr viele Deutsche und Ausländer zur Erholung kommen. Hoch vom Berge sieht ein Schloß auf das Städtchen herab. Besonders anziehend wirkt es, wenn abends das ganze Schloß beleuchtet ist. Ringsum erheben sich Berge, die von frischem Grün bedeckt und zum größten Teil bewaldet sind. Für Kinder könnte man kaum ein besseres Fleckchen Erde zur Erholung und zum Tummeln nach Herzenslust finden. Mit Freunden unternahmen wir mehrer Touren in die nähere und weitere Umgebung.

Wir haben viele Briefe aus Canada erhalten, die wir unmöglich alle beantworten können. Doch sind wir sehr dankbar dafür und hoffen, nach unserer Rückkehr mündlich alles mitteilen zu können, was wir in Deutschland erlebt und gesehen haben.

Radio — Programm.

Sonntag, am 9 Februar l. J., von 1.30 bis 145 nachmittags singt der Chor der Schönwieser Mennonitengemeinde über CKY Rundfunkstation.

Am 16 Februar, zu derselben Tageszeit und von derselben Station, singt ein Teil des Chores der Mennoniten Brüdergemeinde Winnipeg Nordende.

Von 1.45 bis 2 Uhr an beiden erwähnten Sonntagen werden die Herren Dr. MacKay und J. Toews über „Die Mennoniten" sprechen.

Dieses ist ein Teil der Serie „Wer ist mein Nachbar?", welche der Radioaudienz von der Manitoba Association for Adult Education, unter der Leitung von Herrn Robt. England, gebracht werden.

Zur Information eingesandt von

H. F. Klassen
547 Anderson Ave.,
Winnipeg, Man.

Unser Bibelunterricht.

Eingesandt von Prediger A. H. Unruh, Winkler, Man.

Bewahrung und Sicherheit.

„Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel.“ (Joh. 17, 15)
„Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht.“ (Jesaia 12, 2)

Unser Herr und Heiland war um seine Jünger besorgt. Er hatte sie bis zu der Stunde erhalten, und es war niemand verloren, ohne das verlorene Kind, daß die Schrift erfüllet würde (Ev. Joh. 17, 12). Vor seinem Tode legt er die erhaltene Jüngerschar in des Vaters Hand und fleht um ihre Bewahrung. Die Jünger konnten wohl im Blick auf die herrliche Verheißung Jesu in Joh. 10, 29 „niemand wird sie aus meines Vaters Hand reißen“ sagen: „Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht“ (Jes. 12, 2).

Auch uns gelten diese Worte. Im Glauben dürfen wir sie uns aneignen und erleben. Diese Zuversicht veranlaßt uns, die beiden Verheißungen näher zu besehen.

Wenn der Herr Jesus von der Bewahrung der Jünger sprach, so stand vor ihnen die ganze arge Welt mit allen Gefahren. Er war sich bewußt, daß es der ganzen Macht und Treue Gottes bedürfe, um die Jünger zu erhalten. Wenn die Wiedergeburt das Erlebnis wäre, das dem Kinde Gottes für alle Zeiten die Sicherheit gäbe, so bedürfte es nicht der mächtigen Hand Gottes, um die Kinder Gottes durchzubringen. Wenn die Gefahren mit der Geistestaufe beendigt wären, so hätte dieses Gebet nur Bedeutung bis zur Ausgießung des Heiligen Geistes gehabt. Um uns einst die ewige Seligkeit ererben zu lassen, bedarf es nicht nur der herrlichen Erfahrung der Gotteskraft, durch die wir eine neue Kreatur werden, sondern der beständigen Offenbarung der Macht Gottes, die uns bewahrt und des ununterbrochenen Glaubens, der die Bewahrung erlebt.

In der Treue und in der Macht Gottes findet der Gläubige seine Sicherheit und nicht in der erlebten Umwandlung. Im Neuen Testament finden wir das Wort „Sicherheit“ nicht; im Alten Testament wird die Sicherheit dem Volke Israel für das Friedensreich zugesagt in Jesaia 32, 17: „Der Gerechtigkeit Nutzen wird ewige Stille und Sicherheit sein, daß mein Volk in Häusern des Friedens wohnen wird, in sichern Wohnungen und in stolzer Ruhe.“ Wir merken, daß der Prophet von der Sicherheit im Lande redet.

Wenn wir uns daran gewöhnen würden, in den Ausdrücken der Heiligen Schrift zu sprechen und zu schreiben! Bei dem Prägen neuer Worte kann es so leicht zur Falschmünzerei kommen.

Desto häufiger redet das Neue Testament von der Bewahrung. Wenn ich nach der Konkordanz richtig gezählt habe, so finden wir im Neuen Testamment 12 Mal das Wort „bewahren“ inbezug auf Gott, der seine Kinder bewahret.

Wenn man die Sicherheit und die Sicherstellung der Kinder Gottes betont, so schließt man so leicht die Augen für die Gefahren in dieser Welt und bleibt bei der gemachten Erfahrung stehen, während es nach der Heiligen Schrift bei aller Heilsgewißheit doch stets der Selbstprüfung bedarf, ob man auch im Glauben stehet. (2. Kor. 13, 5), dazu auch der Wachsamkeit, daß man nicht falle (1. Kor. 10, 12).

Wenn man aber mehr die Bewahrung im Auge hat, so richtet man seinen Blick auf den Herrn, der uns bewahren will und ist bereit, alle Gnadenmittel zu gebrauchen, die der Herr uns zur Bewahrung schenkte: das Wort, die Gemeinschaft, das Gebet und die Absonderung von den weltlichen Lüsten.

Während man bei der Unterstreichung der Sicherheit auf Grund einer Erfahrung mehr die juridische Grundlage betont, hat man beim Blick auf die Bewahrung mehr ein inniges reigiös-sittliches Verhältnis zu Gott. Man gibt sich Ihm hin und vertraut Ihm.

Der Gedanke an die Sicherheit läßt leicht das Wachstum fallen; während man die Bewahrung nicht erleben kann, ohne immer völliger zu werden im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Die Bewahrung der Kinder Gottes ist ohne ihr Wachstum nicht möglich, denn der Herr führt uns immer tiefer, wenn er uns bewahren will. Diesen Gedanken bringt der Apostel Paulus auch zum Ausdruck, wenn er in 1. Thess. 5, 23 und 24 spricht: „Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, euer Geist ganz, samt Seele und Leib, müssen bewahret werden unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi; getreu ist er, der euch rufet; er wird's auch tun.“ So steht ein Geheiligtwerden mit der Bewahrung in engster Verbindung.

Wir haben in Matth. 24, 22 ein Wort, das uns zeigt, daß unsere Sicherheit nicht in der Erfahrung liegt, sondern in der Bewahrung durch Gottes Hand. Der Herr spricht zu Israel: „Wo diese Tage nicht verkürzt würden, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt.“ Die Gläubigen jener Zeit, die geschrieben sind im Lebensbuche des Lammes (Offb. 13, 8) können sich nicht darauf verlassen, daß sie in sich eine Kraft tragen, die alles überwindet, da ihr Fleisch doch noch sehr schwach ist (Matth. 26, 41), sondern sie bedürfen des direkten Eingreifens Gottes, der die Lage verkürzt und sie also nicht über ihr Vermögen versuchen läßt. Von Seiten der Gläubigen bedarf es in jener Zeit des Glaubens und der Geduld (Offb. 13, 10). Das ist ihre heilige Aktivität in den Versuchungen.

Die Grundlage aller Bewahrung zur Seligkeit bleibt die Bewahrung vor der Sünde. Bewahrung und Heiligung sind stets beieinander (Ev. Joh. 17, 15—17). Und unsere Bewahrung vor der Sünde kann nur geschehen, wenn wir Jesu Stimme hören auch folgen, die Lust der Welt fliehen (2. Petri 1, 4) und uns selbst bewahren (1. Joh. 5, 18), indem wir uns in ernster Weise der Gnade hingeben, die uns züchtigt, züchtigt, gerecht und gottselig in dieser Welt zu leben (Titus 2, 12).

Der Herr braucht zu unserer Bewahrung auch die Zucht in der Gemeinde. „Sehet zu, lieben Brüder, daß nicht jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz habe, daß der abtrete von dem lebendigen Gott.“ Hebr. 3, 12. Es ist ja für die Vorsteher der Gemeinden sehr bequem zu glauben, daß die Glieder der Gemeinde sicher sind, weil sie die Erfahrung der Wiedergeburt erlebt haben und in schwärmerischer Passivität auf die Entrückung der Gemeinde zu worten, anstatt in ernster Gemeindezucht zu fürchten, daß wir die Verheißung einzukommen zu seiner Ruhe nicht versäumen und unserer keiner dahintenbleibe.

Machen wir nicht das Wort „Sicherheit“ zu unserem Schlummerkissen, sondern laßt das Wort „Bewahrung“ unsere Losung fürs Leben sein. Dann werden wir in einem persönlichen Vertrauensverhältnis zu unserm treuen Herrn stehen und alles meiden, was den Herrn betrübt —

Als der Herr Jesus auf Erden war, hatte er unter den Juden mit zwei Uebeln zu kämpfen: mit der falschen Zukunftserwartung und mit dem Sicherheitsbewußtsein „Abraham ist unser Vater.“ Ob das die Uebel sind, die die Bekenner Christi abhalten, zu der Zukunft des Tages des Herrn zu eilen (2. Petri 3, 12)?

Ihr aber, meine Lieben, weil ihr das zuvor wisset, so verwahret euch, daß ihr nicht durch Irrtum der ruchlosen Leute samt ihnen verführet werdet und entfallet aus eurer eigenen Festung.“ (2. Petri 3, 12).

A. H. Unruh.

Bericht über die Weihnachtsarbeit der Schüler der Winkler Bibelschule.

(A. A. Kröker.)

Die vielen gewesenen Schüler unserer Schule, so wie auch die vielen Freunde unserer Schule werden sich für das, was in diesen Ferien in Verbindung mit der Schule getan worden ist, interessieren. Da diese Arbeit nur in Verbindung mit den Spenden der Freunde unserer Schule, und der Armen getan werden konnte, so möchten wir zu gleicher Zeit diesen gegenüber den herzlichen Dank, den wir überall entgegennehmen durften, übermitteln.

Wie Lehrer Unruh in seinem Bericht schon angedeutet, nahmen wir die Hälfte von dem Gelde, welches bei den Bibelschul-Programmen zusammenkam, für diese Arbeit. Dann wurde noch eine spezielle Kollekte in der Bergthaler Gemeinde, wie auch in der M. B. Gemeinde gehoben. Zudem kamen noch etliche freie Spenden zusammen, so daß wir alles zusammen die Summe von $18.99 erhielten. Für dieses Geld haben Eßwaren und Flanell eingekauft. Wir wußten nähmlich aus früherer Erfahrung, daß viele Heime, die wir zu besuchen gedachten, nicht die Möglichkeit haben, sich zu Weihnachten Pflaumen-Suppe zu kochen. Dieses ist aber nur der kleinere Teil von dem, was die Bewohner von und um Winkler zusammenbrachten, um den armen Leuten eine Weihnachtsfreude zu machen. Wir hatten nähmlich bekannt gemacht, daß wir Kleider, Schuhe, Spielzeug, Eßwaren usw. entgegennehmen würden, um sie dann an die Bedürftige auszuteilen. Da hättet ihr sehen sollen, wie die Leute von Winkler ein Herz zum Spenden hatten. Wir empfanden die richtige Weihnachtsstimmung. Am nächsten Morgen fingen die Sachen an zu kommen. Ein Pakket nach dem andern. In drei großen Klassenzimmern war eine ganze Anzahl Schüler beschäftigt, all diese Sachen zu sortieren und in die Liste einzuführen. In dieser Weise wurden uns folgende Sachen gebracht: 194 der verschiedensten Spielzeuge, die die Kinder abgegeben hatten und verteilen wollten; 103 Kleidungsstücke für Männer und Knaben; 174 Kleidungsstücke für Frauen und Mädchen; 42 Artikel für kleine Babies; 38 Paar Strümpfe; 33 Paar Schuhe; 110 Pfund Fleisch; 50 Pf. Mehl; 8 Eimerchen Honig; 3 Gläser mit „Pickels“ und „Jam“; 10 Pfund Peanuts; 10 Pfund Reis; 10 Pfund Syrup; 10 Pfund „Jelly“; 10 Pf. Schmalz; 10 Pfund Kaffee; 10 Stücke Seife. — Die Sachen, die in größeren Quantitäten kamen, verpackten wir in kleinere Quantitäten, so daß wir auf vielen Plätzen etwas davon lassen könnten.

Nun ging es an das Verteilen der Sachen. Es hatten sich nämlich eine ganze Anzahl der Brüder, die ein Herz für die Sache haben, sich mit ihren Autos zur Verfügung gestellt. Auch war mit Hilfe von verschiedenen Leuten aus verschiedenen Ortschaften eine Liste der bedürftigen Familien aufgestellt worden. Nun wurden die Autos auf die verschiedenen Distrikte verteilt. Einem jeden Führer der Gruppe wurden die Namen derer gegeben, die sie zu besuchen hatten. Die Schüler wurden noch zusammengerufen, es wurden ihnen einige Winke für die Arbeit gegeben, und nach einer kurzen, aber innigen Gebetsstunde um Gottes Beistand und Segen für die Arbeit, wurden sie wie auch die Sachen auf die Autos verteilt.

Der Herr gab uns einen verhältnismäßig schönen Tag, und auch die Wege waren fast alle offen, so daß wir die meisten Heime per Auto erreichen konnten. Es konnten die Besuche nicht alle an einem Tage abgestattet werden, so daß die Arbeit sich auf etliche Tage verzog. In diesen Tagen durften wir in dieser Weise 47 Familien besuchen. (Auf etlichen Stellen fanden wir es notwendig, einen zweiten Besuch abzustatten, da wir bei der ersten Gelegenheit nicht genügend mit hatten, die Not zu lin-

dern). In diesen Familien haben wir 251 Kinder besucht.

Bei diesen Besuchen wurde manches Elternherz gerührt und erfreut. Gerührt, indem sie vernahmen: es denkt jemand an uns. Erfreut, indem sie in ihrer Lage etwas Hilfe erlangten. Sie sahen es aber nicht als „etwas Hilfe" an, sondern als eine große Hilfe. In manchen von diesen Heimen hätten die Kinder in diesen Weihnachtstagen wohl keine Gabe bekommen, wenn sie nicht in dieser Weise besucht worden wären. Und in manchen Heimen, wo die Kinder recht viele teure Geschenke bekommen haben in diesen Weihnachtstagen, wird die Freude wohl nicht so groß gewesen sein, wie wir sie auf vielen Plätzen gesehen haben. Auf vielen Plätzen sagten die Kinder ihre schönen Gedichte und Wünsche auf. Auch wurden Weihnachtslieder gesungen. Unsere Schüler erzählten die Weihnachtsgeschichte. Es wurde ein Zeugnis für unseren Herrn und Meister hinterlassen, wo immer unsere Schüler einkehrten. Aber nachdem die Arbeit beendigt war sagten sich diejenigen, die die Arbeit tun durften: „Und den größten Segen und die größte Freude hatten wir davon, denn Geben ist seliger als Nehmen."

Zudem waren auch viele Schüler ausgefahren in die verschiedenen Ortschaften. Es wurden ihnen Gelegenheiten geboten, in den Sonntagsschulen, Jugendvereinen wie auch an sonstigen Gottesdiensten, mitzuhelfen. Auch boten sich manche Gelegenheiten zur persönlichen Arbeit. Sie berichten von Segen und Freude in der Arbeit. Wir freuen uns, auch in der Schule vernehmen zu dürfen, daß die praktische Arbeit für den Herrn mehr Mut und Leben ins Klassenzimmer bringt. Daß doch unsere ganze belehrte Jugend diese Freude am Dienste kennen lernen möchte.

Mission

Blicke ins Missionsleben.

(J. H. Voth.)

Im Volksleben in Indien gährt es. England versucht es langsam für seine Selbstregierung vorzubereiten. Die letztjährige konstitutionelle Einrichtung, die England Indien antrug, genügt den Leitern Indiens nicht. Doch ist es ein kurzer Schritt näher dem Ziele der Selbstregierung.

Nach den letzten Nachrichten scheint sich etwas in Indiens Völkerleben vorzubereiten, das großartige Folgen für die Missionsarbeit haben kann. Es bezieht sich auf die „depressed classes," also die Unterdrückten, der Kaste wegen —, deren Zahl sich auf etwa 70,000,000 beläuft. Auf der Rund-Tisch Konferenz (Round Table Conference) in London, vor einigen Jahren, versprach England diesen Unterdrückten spezielle Vertretung, im Falle einer Selbstregierung — und sonst sehr günstige Angebote. Der offizielle Vertreter dieser Unterdrückten, der begabte, einflußreiche Dr. Ambedkar, kam daher mit großer Zufriedenheit von London nach Indien zurück. Da trat ihm Gandhi entgegen. Durch Fasten und persönliche Unterredung, ja sogar mit Bitten, er solle Englands Angebot nicht annehmen, denn dann würden die Hindus (im Gegensatz zu den Mohammedanern und andern) an Zahl sehr zusammenschmelzen und in der eventuellen Selbstregierung Indiens an Kraft und Einfluß verlieren. Dagegen wenn diese Unterdrückten als Hindus klassifiziert werden könnten, hätten die Hindus im indischen Kongreß eine große Uebermacht, denn 70, 000,000 ist keine kleine Zahl. (Ich gebrauche hier das Wort „Indier" für alle Bürger Indiens, seien es Hindus, Mohammedaner oder Christen, das Wort „Hindu" aber, speziell für Anhänger des Hinduismus.)

Dr Ambedkar willigte in Gandhis Rat ein, und hat nun gewartet, die höheren Kasten, die Hindus, sollten den Unterdrückten entgegenkommen, ihnen volle Rechte einräumen, sie in ihre Tempeln Einlaß gewähren, dort anbeten lassen, und überhaupt den Kastenunterschied doch je länger, desto mehr fallen lassen. Gandhi versuchte sein Bestes; redete, schrieb und fastete; ja ging in der Hitze barfuß und spärlich gekleidet von Dorf zu Dorf, und bot alles auf, das Volk zu überreden, zu bewegen. Doch vergebens. Und nun ist Dr. Ambedkar daran verzweifelt, da alle Bemühungen gescheitert sind. Er fordert nun diese 70,000,000 auf, entweder zum Buddhismus, Mohammedanismus oder — zum Christentum überzutreten. Freilich die Budhisten und Mohammedaner jubilieren und laden ein, zu ihnen überzutreten. Die Christen sind ja zurückhaltender aus sehr guten Gründen. Tatsache aber ist, daß in den folgenden kommenden Jahren, vielleicht schon in nächster Zukunft, eine große Bewegung dieser Unterdrückten überzutreten, sich Bahn brechen mag, da schon viele Tausende ihrer Leute heute in den christlichen Gemeinden stehen, und merkwürdig dadurch höher gekommen sind und vielfach gewonnen haben, nicht nur der Seele nach, sondern auch in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. —Teure Geschwister, auch in unserm Felde wird sich diese Bewegung einfinden. Wie stehen wir dazu? Es wird neue Probleme geben. Manche werden Bedenken haben, ob solche politische und soziale Verhältnisse Anlaß geben sollten zur Bekehrung der Massen? — Doch abgesehen davon —, auf der andern Seite, mag nicht doch der Heilige Geist hier mächtig an der Arbeit sein? Haben wir nicht immer gebetet! „Herr, laß sich Scharen von Heiden zu dir bekehren!" — Und nun, wenn sie kommen sollten, wollen wir skeptisch und kleingläubig sein? —

Ich würde mit tiefster Ueberzeugung raten, daß wir, teure Geschwister und Missionsfreunde uns innerlich und äußerlich für eine große Erweckung und Seelenernte vorbereiten, und bereit machen sollten, sollte der Herr uns mit einer reichen Ernte im Missionsfeld segnen wollen! — Viel ist in der Vergangenheit von Kindern Gottes, von Gemeinden versäumt worden, weil sie in besondern Erweckungszeiten, lau und träge und unvorbereitet waren, die reichen Ernten einzuheimsen. Ihr kennt die Telugu-Missionsgeschichte der Baptisten. Jene herrliche Erweckung zu Dr. John E. Cloughs Zeit, wo in dem Omgole Felde in einem Jahr über 10,000 Telugus in die Gemeinde kamen!

Ich weise hin auf ein Wort eines erfahrenen Missionars, namens J. A. Curtis, D. D., von Donakonda, Indien. Er freut sich über jene herrliche Zeit, über die „Scharen,) die da kamen, bedauert aber, daß ihre Gemeinden in Amerika nicht bereit waren, voll und ganz jene Gelegenheiten wahrzunehmen. Die Rufe und herzergreifende Bitten u. Appelle, „O, sendet uns gerade jetzt so und so viele Missionare — und so und so viel Mittel" — fanden nicht genügendes Gehör, man arbeitete nicht mit der größten Kraftanstrengung, brachte nicht dem großen Felde den großen Bedürfnissen nach entsprechende Opfer, die im Felde stehende Missionare wurden endlich mutlos mit ihren Bitten — u. sagt Dr. Curtis, „Was wir damals verloren — ist nie mehr zu gewinnen — uno wir leiden noch daran." —

Zur näheren Erklärung, sagte er, sei gesagt, daß jene damals getauften Christen nicht mehr ins Heidentum zurückfielen, außer einigen wenigen, aber — aber — eine solche Masse neubekehrter Gotteskinder — brauchen unbedingt heiliger intensiver Pflege — besonders wenn es, wie es hier der Fall war, ungelehrte Leute sind, denn nur sehr wenige konnten lesen. Und zweitens, waren sie die erste Generation-Christen, eben aus dem Heidentum herausgerettet. Daher waren die Folgen: Schwache, unentwickelte Gemeinden. — O, welch' ergreifende Anklage!

Werden wir es anders machen? Werden wir bereit sein, wenn uns der Herr noch große Wunder der Gnade sehen läßt, dem Herrn Jesus in der Rettung und dann auch in der Pflege der Geretteten, den Erfordernissen gemäß zu dienen?

Oder haben wir nicht in der Vergangenheit darin schon manches versäumt? Tun wir jetzt genug in der Pflege — der Tausenden von Christen, die auf unserm Felde bekehrt worden sind?

Sicher wir müssen uns anklagen! Wie viel stärker könnte unser Werk sein, wie viel mehr entwickelte gesunde Christen könnten wir haben, hätten wir mehr Arbeiter und Mittel gehabt!

„Wach auch du Geist der ersten Zeugen!
Die Tag und Nächte immer schweigen,
Die auf der Mau'r als treue Wächter
steh'n!

Theologischer Teil

Ein Siegeslied des Glaubens.
Psalm 46.

Auch ein Beitrag für die verbale und autorisierte, uns von Gott geschenkte Bibel, ist dieser Psalm. Großartig, heldenmütig und siegesbewußt beginnt der heilige Sänger sein Lied mit dem Namen des großen Gottes — schaut und überschaut dann mit prophetischem Adlerblick die bei 3000 entfernt liegenden letzten Weltereignisse, wie sie sich abwickeln. Ferner die abschließende letzte Not Israels — ja, und auch noch die Erhöhung Christi, als König unter und über alle Nationen. „Gott ist unsere Zuflucht!" So beginnt sein Lied.

Ach, nach so langem Irren in der Verbannung von Gott, wegen der Verwerfung des wahren Messias, Christus, treibt sie die letzte Not unter dem falschen Messias, dem Antichristen, zu Gott, wo allein Zuflucht in großer Drangsal zu finden ist.

Vers 2. „Darum werden wir uns nicht fürchten wenngleich gewandelt würde die Erde, und wenn die Berge wankten im Herzen des Meeres" — durch furchtbare Erdbeben, die auch die Berge im Herzen des Meeres schütteln und Berge außerhalb in die Fluten des Meeres versenken.

In Vers 3 ist eine Steigerung zu Vers 2.: „Wenn seine Wasser tobten und schäumten, die Berge erbebten durch sein Ungestüm." (Sela) Das sind die brausenden Wasserwogen des Meeres, Luk. 21, und die vielen Erdbeben der letzten Zeit — wo auch Zeichen geschehen an Sonne und Mond, nach Vers 25; wo die Menschen verschmachten vor Furcht und Warten oder Erwartung der Dinge, die über den Erdkreis kommen.

Doch nun plötzlich ein anderes Bild: Vers 4.: „Ein Strom — seine Bäche erfreuen die Stadt Gottes, das Heiligtum der Wohnungen des Höchsten." Hier schaut der inspirierte Sänger — was auch Hesekiel schauen durfte, (Kap. 40 bis 48): den Tempel — das Heiligtum des Höchsten, und den Strom mit seinen Bächen, Kap. 47, mit den Wohnungen des Höchsten für sein Volk, daß nun im Frieden wohnt; ja, tut schon einen Blick in das tausendjährige Friedensreich, wo wahrer Friede auf Erden ist. Aber wieder wechselt das Bild nach Vers 6. Er sieht wieder das Toben der Nationen, noch vor dem Anbruch des Friedensreiches — sieht den letzten Aufmarsch von Gog, den Fürsten von Rosch, Mesah und Tubal (Hes. 38, 2); sieht aber auch die Hilfe Gottes im Voraus, nach Vers 5: „Gott wird ihr helfen beim Anbruch des Morgens" (nämlich am Auferstehungsmorgen der Totengebeine Israels, nach Hes. 37, 1—10.) Denn, „Gott ist in ihrer Mitte" ff. „Die Königreiche wanken oder fallen; Er läßt seine Stimme erschallen" (Jehova brüllt aus Zion, und läßt aus Jerusalem seine Stimme erschallen) Joel 4, 16. Und die Folgen — das End-Resultat: „Die Erde schmilzt." Siehe 2 Pet. 3, 12: „Die Elemente werden vor Hitze zerschmelzen."

Der inspirierte Sänger sieht hier den Untergang der Erde — ist aber stark im Glauben, nach Vers 7: „Jehovah der Heerscharen, ist mit uns; eine hohe Feste ist uns der Gott Jakobs." In Verse 8 und 9 ruft er seine Glaubensbrüder auf, die Großtaten Gottes zu schauen: „Kommet, schaut die Großtaten Jehovahs, der Verheerungen anrichtet, oder angerichtet hat, auf der Erde! Der die Kriege beschwichtigt bis ans Ende der Erde; den Bogen zerbricht und den Speer zerschlägt, die Wagen mit Feuer verbrennt."

Plötzlich hört er die Stimme Gottes, wie Er im letzten Toben der Nationen, diesen ein Halt! zuruft, nach Vers 10: „Lasset ab und erkennet, daß Ich Gott bin!" Ich werde erhöhet werden unter den Nationen, Ich

werde erhöht werden auf Erden." — „Und Er trägt auf seinem Gewande und auf seiner Hüfte einen Namen geschrieben: König aller Könige und Herr aller Herren." Offb. 19, 16.

Mit den Worten: „Jehovah der Heerscharen ist mit uns, eine hohe Feste ist uns der Gott Jakobs" (Sela) schließt der Sänger sein Siegeslied des Glaubens.

(In Ps. 47 macht er Fortsetzung.)

J. W. Neufeld.

Weihnachten.

1

Weihnachten! O, ich seh' es noch heut':
Gärten und Dächer so festlich verschneit;
Und dort die Kirche, kastanienumrauscht,
Die ihre Blüten um Schneeschmuck vertauscht.
Strahlte wohl noch in besonderem Glanz,
Auch drinnen ist Freud' und Erwartung ganz;
Und Kinderaugen staunen und fragen.
Und die selige Botschaft aus Bethlehems Tagen,
Die Weihnachtslieder und Christbaumkerzen,
Das alles prägt sich tief in ihre Herzen.
Die Alten genießen mit ihnen das Glück
Und denken der eigenen Kindheit zurück. —
Und draußen da schwebt ganz heimlich und sacht,
Auf goldenem Fittich, die Heilige Nacht.
Und plötzlich, horch! — Unter den Fenstern ein Singen.
Sind's Engelslieder, die heut' wieder klingen?
Die Jugend ist's, die nach alten Sitten,
Kommt sangesmutig durch's Dorf geschritten.
Um allen das frohe Ereignis zu künden,
Daß Jesus gekommen, zu retten von Sünden.
Und Sängern und Hörern der Melodei
Wird es so weihnachtsselig dabei.
Und die Sterne in ihrer schimmernden Pracht,
Sie funkeln noch heller in dieser Nacht,
Und steh'n da in ihrer güldenen Klarheit,
Als leuchtende Zeugen der ewigen Wahrheit.

2

Weihnachten! Weihnachten ist es auch heut,
Und die Erde trägt wieder ein winterlich Kleid;
Und die frohe Kunde vom Jesuskind,
Auch heut' in den Herzen nach Widerhall find't.
Auch heute noch jubelt's in allen Akkorden —
Doch vieles, gar vieles, ist anders geworden:
Die Heimat mit den einst so friedlichen Stätten,
Liegt jenseits des Ozeans in Elend und Ketten;
Und die sich mitsamen im Glück dort gefreut,
Sind heute in alle vier Winde zerstreut.
Und manche von ihnen, im kühlen Grunde,
Harren schon der Auferstehungsstunde!

3

Weihnachten ist's, der Geburtstag des Herrn!
Und Zeichen verkünden's, daß Er nicht mehr fern.
O daß Er all uns als wartende Knechte,
Am Tag Seiner Wiederkunft finden möchte!
Dann wollen wir mit den Seligen droben,
Ewig Ihn für Seine Menschwerdung loben!

Anna Bärg.

Korrespondenzen

Newton, Kansas.

Mein lieber Bruder Neufeld! — Wünsche Dir und den Mitarbeitern auch in diesem Jahre 1936 viel Segen und göttliche Weisheit. Ich, der ich viel auf Reisen bin, weiß, wieviel und gern die Rundschau gelesen wird, ist in einigen Familien das einzige Blatt, das gelesen wird.

Welch' große Gelegenheit ist Euch geworden, Gutes zu tun, aber es ist Euch auch eine heilige, große Aufgabe damit geworden — und eine schwere Verantwortung. Wir beten für Euch!

Einen Gruß an meinen alten lieben Jugendfreund, jetzt kranken Bruder Heinr. H. Neufeld.

Euer Mitarbeiter,

J. H. Voth.

Eltern, was lesen eure Kinder? Oder, wenn sie nicht lesen, was tun sie dann?

Als Eltern darf es uns nicht gleichgültig sein, womit unsere Kinder die immer noch langen Abende oder die sonst freie Zeit zubringen. Wenn sie Liebesabenteuer oder Mordgeschichten lesen, befinden sie sich in ihrem Geist umgeben von Ehebrechern und Mördern. Wenn sie aber nicht lesen, so beschäftigt sich ihr Geist doch mit irgend etwas. Der Feind unserer Seele ist bemüht, auch die Jugend auf Abwege zu führen.

Es existiert aber die Möglichkeit, sie anregend und nutzbringend zu beschäftigen. Es gibt reichlich auch gesunden und aufbauenden Lesestoff. In dieser Richtung darf ich wohl auch meine Dienste anbieten. Es gibt aber wohl auch fast überall Brüder, die darin als Berater dienen können.

A. Kröker.

Mountain Lake, Minn.

Liste der für die Deutsch-Englische Fortbildungsschule zu Rosthern, Sask., in den Monaten Nov. und Dez. 1935 eingegangenen Spenden und Kollekten.

Klaas K. Janzen, Namaka, Alta., Kollekte	$7.00
Gerh. Neufeld, Didsbury, Alta., Kollekte	10.00
P. J. Janzen, Rosthern, Sask., Spende	5.00
H. M. Janzen, Laird, Sask., Spende	3.00
Johann Letkemann, Laird, Sask., Spende	2.00
Otto Epp, Laird, Sask., Sp.	1.67
Eigenheim Nähverein durch J. J. Epp, Laird, Spende	10.00
Ungenannt, Spende	81.00
J. J. Nickel, Main Centre, Sask., Kollekte	5.00
Rich. Friesen, Carrot River, Sask., Koll.	1.35
Watrous Jugendverein durch David Klassen, Kollekte	4.39
Peter A. Friesen, Rush Lake, Sask., Spende	1.00
Aron M. Friesen, Rosthern, Sask., Spende	1.00
Abr. Epp, Vineland, Ont., Koll.	7.50
Joh. F. Nickel, Beaver Flat, Sask., Kollekte	5.00
P. A. Warkentin, Superb, Sask., Koll.	5.75
Menn. Waisenamt, Waldheim, Nachlassenschaft von Witwe A. Krahn	87.00
Nordstern Nähv., Drake, durch Frau G. Krehbiel, Sp.	15.00
F. A. Enns, Scottsburgh, Sask., Kollekte	8.15
J. A. Wiebe, Hepburn, Sask., Spende	2.00
J. A. Klassen, Dundurn, Sask., Kollekte	20.00
Herbert M. B. G. Jugendv., A. J. Andres, Spende	25.00
Rosthern Nähv., durch Frau durch Martha Cornelsen, Koll.	2.45
A. A. Fischer, Lard, Sask., Sp.	5.00
Heinrich Speiser, Laird, Sask., Spende	1.00
E. O. Eby, Laird, Sask., Sp.	1.00
Arthur Friesen, Laird,, Sp.	2.00
Laird Nähv., durch David P. Epp, Spende	22.55
Rosthern Jugendv., durch Else Nanz, Kollekte	12.31
P. A. Hooge, Rosthern, Sask., Spende	5.00
J. H. Rempel, Scottsburgh, Sask., Kollekte	1.50
D. G. Wölk, Gouldtown, Sask. Kollekte	1.75
Nordheim Gem., Drake, Sask., durch A. J. Klassen, Koll.	5.00
F. K. Wiens, Loreburn, Sask., Spende	1.00
J. J. Friesen, Eyebrow, Sask.,	1.00
Total für Nov. u. Dez.	$369.37

German-English Academy, Rosthern, Sask., 15. Jan. 1936.

Wie eine mächtige Armee.

Bearbeitet und aus dem „Christian Herald" ins Deutsche übertragen von **P. P. Kröker.**

(Schluß)

Sie hatten wohl nichts gemein, und konnten nicht besser zusammen leben, wie der sich anmassende Nero in Liebe mit Christus hätte fertig werden können. Wenn sie sich trafen, floß Blut, und in dem Jahrhundert war das Blut billig.

Diesem Wüten wurde endlich Einhalt geboten, als König Charles der Zweite ihnen entgegentrat und dem Unheil ein Ende machte. Von der Zeit an war der Quaker frei und wurde vergessen. Er hatte Sieg errungen und ward vom Könige anerkannt. Die Sanften hatten Massachusetts geerbt.

Nirgends sonst in den Kolonien hatten sie so schwer zu leiden. Wiewohl es Verfolgungen im Süden und den Mittelstaaten gab, waren sie immer von kurzer Dauer. Rhode Island war der erste Staat, der die Quaker mit offenen Armen aufnahm und sie in Staatsämter für über ein Jahrhundert wählte. New York widersetzte sich für eine kurze Zeit. New Jersey, der erste Hauptsitz der Quaker hatte drei Quaker-Gouverneure und den Sprecher Samuel Jennings im Unterhause, und New York hatte einen, John Woodman. „Man schaffe sich die Schriften John Woodmans an", sagte Charles Lamb bei einer Gelegenheit, „und lerne sie auswendig." Diese wurden als die Aussprüche eines wahren Heiligen im Sprechen, Denken und in der Tätigkeit mit seinem Gott anerkannt. Er liebte die Menschheit aus aufrichtigem Herzen. Er liebte alle Menschen; die weißen, die roten und die schwarzen. Die Letzteren am meisten, und seine Gedanken liefen endlich aus auf das eine: die Neger frei zu machen. Mehr als irgend sonst einer hat er die Herzen der Quaker erweckt, sich der Sklaverei der Neger entgegenzusetzen. Zusammen mit Whittier war er die Blume des echten Quakertums.

Eine große Quakerverschiebung machte sich in den Jahren von 1735 bis 1775 fühlbar: es gingen viele nach Virginia und den Carolinas. Sie predigten gegen die Sklaverei im Hauptsitze desselben. Sie sagten, es sei unrecht, d. Indianern Alkohol zu verkaufen. Sie widersetzten sich dem Eidschwur und dem Tragen der Waffen: sie standen vor Lord Baltimore mit den Hüten auf dem Kopfe. In der Zwischenzeit starb ein Admiral, der die Quaker haßte, und dadurch bekamen die Quaker neue Gelegenheit. Die Regierung schuldete diesem Admiral 16 000 Pfund, und bot den Erben die Zahlung in Land an, und so geschah es, daß der Quaker William Penn, Sohn des Quakerhaßers Admiral Penn, als Zahlung von der Regierung einen großen Trakt Land, das heutige Pennsylvanien, Delaware und Maryland darstellt, erhielt.

Nun gab es in diesen Staaten keine Militärmacht: Liebe herrschte anstatt Gewalt. Das Gewissen war gänzlich frei in Religion, Politik, Staat, Kirche. Alle waren gleich. Die Regierung war demokratisch bis zum letzten Buchstaben und das Volk war die Regierung. Der König hatte einen Freibrief gegeben, und das Volk hatte sich eine Konstitution gemacht. „Freunde", sagte Penn, „wenn in der Konstitution etwas ist, das reibt, ändert es!" Die Welt freute sich, die

(Fortsetzung auf Seite 13)

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Laird, Sask.

Um bei meinen bekannten und unbekannten Freunden nicht ganz in Vergessenheit zu geraten, will ich wieder einiges von hier berichten.

Die Weihnachtslieder sind wieder verhallt, die Christbaumkerzen sind erloschen. Nur zu kurz sind diese Freuden, im Vergleich zu den Tagen, die mit der Vorbereitung ausgefüllt werden.

Wie viele Tausende von Tannen sind wohl im letzten Monate des alten Jahres der Art zum Opfer gefallen, die dann schön geschmückt, den Kleinen und den Großen Freude bereiteten. Als ich am Weihnachtsabend bei der Sonntagsschulfeier die vielen frohen Kinder beim Christbaum sah, kam mir der Vergleich von den jungen Sprößlingen und uns Alten, so recht zum Bewußtsein. Die Jugend schaut voll Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft; wir Alten richten unsere Blicke so gerne nach der Vergangenheit, wohl gar bis zu der Zeit zurück, als wir einst waren, was diese Kinder jetzt sind. Die jungen Sprößlinge streben empor; die Wurzel des alten Baumes wird lose und locker im Erdreich dieses Lebens. — Doch wir feiern ja Weihnachten, das Fest der Freude, und schauen im Geiste das Kindlein in der Krippe, bei dessen Geburt Friede und Freude verkündigt wurde allen Menschen. Wie oft haben wir Alte schon diese Engelsbotschaft gehört, von früher Jugend an wurde uns dieses Glück zuteil. Auf vielen Karten, die ich erhielt, wurden mir gesegnete Festtage gewünscht, ja man gedenkt auch noch der Alten. — Eine dieser Karten stimmte mich besonders traurig; sie war von meinem lieben, alten Freunde H. B. Penner; wir hatten einst zur gleichen Zeit unser Heim in Rosthern. Br. Penner schreibt, daß seine Gattin schwer leidend ist, und schon einen Monat auf die Pflege einer Krankenschwester angewiesen ist. Ja, das stimmte mich traurig, und innige Teilnahme bewegte mein Herz. Als anno 1914 der Herr mich besonders tiefe Wege führte, war es das Heim dieser Freunde, wo ich in meiner Einsamkeit so gerne einkehrte. Bei Schw. Penner fand ich Verständnis für mein tiefes Leid. Wie wünsche ich, daß ich noch manches Jahr im Kreise ihrer Lieben noch manches Jahr recht glücklich möge sein.

Die alte Mutter Epp, die nach ihrer Krankheit zum ersten Mal wieder ausfuhr, versammelte ihre Familie am ersten Feiertage bei ihren Kindern David Friesens.

Am zweiten Weihnachtstage erfreuten meine Familie uns mit einem Besuch, d. h. die aus der Nähe, die 3 Familien in der Ferne waren mit Briefen und Glückwünschen vertreten. — Nur zu rasch eilen solche Stunden des gemütlichen Beisammenseins dahin. Einige Weihnachtslieder wurden gesungen, J. Regier hielt eine kurze Ansprache und leitete im Gebet. Dann eilten sie alle ihren Heimen zu.

Unsere Kinder J. Kehlers haben ihren Wohnort von Ontario nach B. C. verlegt. Nach einer glücklichen Reise haben sie sich da selbst schon heimisch eingerichtet.

Von den Freunden Dietrich Wiens höre ich aus einem Brief, daß sie recht schwere Zeiten erlebt haben. Wiens mußte sich einer schweren Operation unterziehen, doch nach einigen Rückfällen ist er jetzt auf dem Wege der Besserung, und wir hoffen, daß er nach dem langen Leiden doch völlig gesund wird werden.

Nikolai Rempel, mein Neffe, schreibt mir, daß er seine Korrespondenz sehr eingeschränkt hat, doch ich glaube, daß seine Verwandten und Freunde doch gern mal von ihm hören. Muß noch hinzufügen, daß er noch immer mit seinen 3 Kindern nahe Lockwood, Sask., wohnt; seine älteste Tochter, die verheiratet ist, wohnt in ihrer Nähe. Sonst ist es wohl recht einsam, wo sie wohnen.

Die Schwelle des neuen Jahres haben wir auch schon überschritten. Nach der Silvesterandacht in der Kirche, kündete uns die Stadtglocke, mit begleitendem Lärm, 12 Uhr an; das alte Jahr ist dahin, was wir in demselben erlebt, zählt zur Vergangenheit. Wie müßte uns bange sein, in das Dunkel einzutreten, wenn wir nicht Gott, den Allmächtigen und Allgegenwärtigen, zum Führer hätten, dem wir alles sagen und klagen dürfen, wenn uns etwas störend den Weg erschweren will.

Gestern, den 5. Januar, wurde in unserer Kirche der Anfang der Gebetswoche gemacht; in der Tiefengrund-Kirche war dieselbe vom 1. Januar. Solche Art von Segensstunden gehen mir größtenteils verloren, da ich ihnen meistens nicht beiwohnen kann.

Viele von den Lesern wird das Krankenhaus in Orloff, Süd-Rußland, noch im Gedächtnis sein. Wir feierten heute den 25. Jahrestag seiner einstigen Einweihung. Das kam etwa so: Frl. Teske und Frl. Dörksen hatten meine Enkel und mich eingeladen, diesen Tag mit ihnen zu sein — wir sind Nachbarn. Maria Teske begann ihre Laufbahn als Krankenschwester mit dem Entstehen des Orloffer Krankenhauses; für sie war dies ein besonders wichtiger Tag. Manche Erinnerungen wurden wachgerufen. Auch mir ist die Gegend und die Leute bei Orloff lieb und wert geblieben.

Frau Peter Regier.

Morden, Man.

Seit längerer Zeit habe ich schon keinen Raum in der Rundschau beansprucht, will denn aber von etlichen Vorkommnissen berichten. Die vielen Feiertage, die wir um diese Zeit immer haben, gehören zur Vergangenheit. Viel Segen hat der Herr gespendet. Es ist ja Weihnachten ein ganz besonderes Freudenfest. Auch in diesem Jahr ist vielerorts große Freude gewesen, aber es hat auf manchen Stellen auch nicht an Trauer gefehlt. Wo z. B. ein liebes Familienmitglied zum Gottesacker getragen wurde, oder Vater oder Mutter, oder eines der lieben Kleinen. Da hat es Trauer gegeben.

Auch in diesem Jahr hat die Todessichel schon manchen weggerafft. Hier in der Stadt Morden sind schon mehrere gestorben; manche plötzlich, andere nach längerer oder kürzerer Krankheit, aber alle von den Englischen. Es ist recht merkwürdig, denn auch vor Weihnachten sind recht viele englische Leute gestorben und von den Mennoniten, soviel ich mich erinnere, keine, auch im vorigem Jahre keine. Ein Dichter sagt: „Der Herr eilt mit den Seinen, läßt sie nicht lange weinen," usw. Sollte das hier nicht auch zutreffen? — Wir wollen ja niemand beurteilen oder viel weniger verurteilen. Der Herr wird alles recht richten; aber wenn jemand bis spät in die Nacht beim Kartenspiel sitzt und dann morgens tot im Bette aufgefunden wird, ist doch bedenklich!

Von der Schw. Hiebert, von der ich das vorige Mal berichtete, der ihr das eine Bein abgenommen, ist doch gestorben. Sie hat ungefähr 5—6 Wochen im Hospital gelegen und ist dann gestorben, wozu sie auch willig und bereit war, wie sie sagte.

Andere Kranke, wie Schw. Görtzen, die junge Schw. Dyck hier aus Morden, und andere, sind gesund in ihre Heime zurückgekehrt. Auch Schw. Wiens von hier, welche eine Kropfoperation durchmachte, ist zuhause und kommt wieder langsam zu Kräften.

Dann ist noch von einem Vorfall zu berichten. — Ein Isländer, namens Arni Oloffson, der schon 18 Jahre als Kanzler im hiesigen Munizipal gedient hatte, stellte eine 4. Gallon Gaskanne auf den Kochofen, zum aufwärmen und hatte wahrscheinlich davon vergessen, bis sie explodierte und das Unglück war geschehen. Dies war am 6. Januar. Das ganze Haus mit allem, wurde ein Raub der Flammen und was noch schlimmer war, auch die ganze Familie erlitt schwere Brandwunden. Die 6 Personen wurden dann so schnell wie möglich ins Hospital gebracht, wo dann bis zum nächsten Tage 3 davon (der Vater, die Mutter und die älteste Tochter) dem Tode anheimgefallen waren. Von den andern sagt man, daß es nach Durchkommen scheint, sie sollen aber sehr verbrannt sein. — Es ist schon soviel Aehnliches passiert, und doch sind die Menschen nicht zu überführen, vorsichtiger mit Oel umzugehen. Es möchten doch alle bedenken, wieviel man mit ähnlichem Vorgehen auf's Spiel setzt!

Wir hatten hier gestern Abend in der Alexanderhalle Tauffest. Es ist das ein ganz besonderer Fall. Ein katholisches Mädchen (ihre Nationalität kann ich nicht feststellen) wollte sich mit einem unserer jungen Brüder verheiraten, welches aber so ohne Weiteres nicht ging, wenn sie es nicht so machen wollte, wie es viele machen, sich irgendwo trauen zu lassen, und das wollten sie nicht. Nun war das Mädchen willig, sich in den Grundwahrheiten der H. Schrift, nach Anleitung des mennonitischen Katechismus, unterrichten zu lassen und sich dann durch die Taufe unserer Gemeinde anzuschließen. Sie versteht deutsch, aber nicht vollständig; so wurde ihr ein englischer Katechismus verschafft und sie hat dann denselben an Hand der Bibel, studiert (Br. J. N. Höppner hat sie unterrichtet), und nachdem sie zum Glauben gekommen, bekannt hat, daß sie Vergebung ihrer Sünden erlangt und Frieden mit Gott hat, wurde sie gestern mit der h. Taufe bedient. Ihre Eltern hatten ihre Einwilligung gegeben und waren auch bei dieser, so wichtigen Handlung zugegen. Wir haben die beste Hoffnung, an ihr eine treue Gemeindeschwester zu haben. Weil sie jedoch noch nur ein Kind im Glauben ist, bedarf sie der Fürbitte der Kinder Gottes, und wir empfehlen sie derselben.

In Liebe grüßend,

Maria Epp.

(Die Post möchte dies auch bringen.)

Buhler, Kansas.

Werte Schriftleitung! Gott zum Gruß zum neuen Jahr! Und allen Lesern wünsche ich ein klares Auge, Verständnis für die Ereignisse, verbunden mit Wachsamkeit, denn der Herr ist nahe, und Leitung des Hl. Geistes!

Wie eilt die Zeit! Die Vorbereitungen auf die Feiertage, diese selbst noch in sehr frischer Erinnerung — alles längst Geschichte. Wir sind bereits eine ganze Strecke in das Jahr 1936 hineingeschritten. Das dunkel vor uns liegende Jahr zeigt manches,

was uns vielleicht bevorsteht, in mehr oder weniger klaren Umrissen, die keine glänzende Aussichten bieten. Für unser Land bergen die verhängnisvollen Entscheidungen des Obergerichts gegen den Kurs unserer Regierung entschieden Gefahren, die im Laufe des Jahres bereits in die Erscheinung treten können. Weil die Entscheidungen nicht einstimmig abgegeben wurden, verlieren sie an Wucht und an Vertrauen. Wer hat von den weisen Männern unsers obersten Tribunals recht, die Mehrheit oder die Minderheit? Mir scheint es, dieselben bringen einen richtigen Wirrwarr in die Leitung unserer Regierung, der sich in sehr unliebsame Auswirkungen geltend machen kann. Doch wohin man auch blickt, auf allen Gebieten herrscht Unsicherheit und Verwirrung. Gott sei Dank, wir wissen, Gott sitzt im Regiment. Er lenkt alles so, daß es seinen Plänen entspricht: Die Gemeinde wird vorbereitet für die Erscheinung Christi Jesu und damit verbundener Verklärung und Entrückung; die Juden, Israel wird aus allen Völkern, in immer großzügiger vor sich gehenden Weise, gesammelt in sein Heimatland Palästina, und die Christenheit — sie hat das Stadium der laodizeaischen Gemeinde der Lauheit und vor sich gehenden Abfalls teilweise erreicht, und überhaupt die Völkerwelt reift sich aus für die furchtbarsten Endgerichte.

Manche aufrichtige Christen meinen, ehe der Herr Jesus erscheint, müsse eine großartige Erweckung in der Gesamtchristenheit stattfinden. Man müsse ernstlich dafür beten. Ob solche im Plane Gottes liegt, ist mir zweifelhaft. Aber immerhin wäre es gottgewollt, daß sich in den einzelnen Gemeinden Gruppen Gläubiger, denen d. Wohl der Gemeinde am Herzen läge, sich zu ernstlichem Gebet vereinigten und vor dem Throne Gottes um Neubelebung und eine Zeit besonderer Erquickung einkämen. Und nicht blos für die Gemeinde, nein, für die ganze Ortschaft. Welch ein Segen müßte daraus entspringen, wenn bei solcher Vereinigung zur Fürbitte, die trennenden Zäune weggeräumt würden! Welch ein Jammer, daß so eifersüchtig über die Instandhaltung der Zäune, welche die Gläubigen trennen, gewacht wird! Welche Segensfülle wird uns dadurch verschlossen? O, daß auch wir Mennoniten die Zeit unsrer gnädigen Heimsuchung erkennen möchten!

Den 16. war in der Nordkirche Begräbnis. Joh. Dyck, ein geachteter Farmer, wurde zur letzten Ruhe bestattet. Geboren in der Alt-Kolonie, Süd-Rußland, 1867. Mit seiner ersten Frau, mit der er 1893 nach Amerika kam, in der Ehe gelebt etwas über 4 Jahre. Sie starb in Oklahoma, wo sie ansiedelten. In Maria Adrian fand er eine zweite Gattin, die ihn überlebt. Sie zogen später nach Kansas, wo sie sich süd von Buhler ansiedelten. 188[illegible] schloß er sich der M. B. Gemeinde an, deren treues Glied er bis ans Ende geblieben. Vor drei Wochen erkrankte er ernstlich. Lungenentzündung kam hinzu und führte seine Auflösung herbei. Mit seiner zweiten Frau in der Ehe gelebt über 38 Jahre, alt geworden 68 Jahre und 30 Tage. Ferner überleben ihn 3 Söhne, drei Töchter und zwei Brüder.

Mit Gruß,
C. H. Friesen.

Unsere Heimweihnachtsfeier.

Die Weihnachtsglocken sind verklungen. Das emsige, geheimnisvolle Vorbereiten ist vorüber. Aber der Nachklang der Weihnachtsbotschaft „Euch ist heute der Heiland geboren" tönt noch wie ein Echo nach und treibt mich, allen Freunden unseres Heims etwas über unsere Weihnachtsfeier im Mennonitischen Mädchenheim zu Saskatoon zu berichten.

Wir feierten unsern Weihnachtsabend den letzten Donnerstag vor Weihnachten. Es besteht die Ordnung, daß sich alle Mädchen, die nicht nach Hause fahren und denen es sonst möglich ist, sich an der Feier zu beteiligen, bei Herrn Thießen zu melden. Die Namen der sich Angemeldeten werden dann in eine Urne geworfen und jedes Mädchen zieht einen Namen, um die betreffende Person am Weihnachtsabende zu überraschen. Es kommt schließlich darauf hinaus, daß jeder schenkt und auch beschenkt wird. Das Geschenk darf nicht mehr als 25 Cent kosten. Für Kuchen, Nüsse, Süßigkeiten etc. sorgen die Hauseltern immer sehr reichlich. Der Weihnachtsbaum wird von einigen von den Heimeltern ernannten Mädchen in der King Edward-Schule rechtzeitig geschmückt. Uhr 7 betreten alle den festlich geschmückten Weihnachtssaal. Jeder legt sein Geschenk unter den Baum. 75 bis 80 Pakete machen einen ganzen Haufen, der den Fuß des Weihnachtsbaumes tief begräbt.

Es erschallt das Lied „O du fröhliche, o du selige. . ." und die Feier wird eröffnet. Der Hausvater verliest die Weihnachtsgeschichte nach Luk. Kap. 2 und betet. In den sich anschließenden Bemerkungen wird uns die Bedeutung der Menschwerdung Christi und die Liebe Gottes zu den Menschen nahegelegt. Das elektrische Licht wird abgestellt, das erste Licht am Weihnachtsbaume strahlt ins Zimmer, Frau Peter Epp spielt leise vor und alle stimmen ein: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Weiter folgen nun Deklamationen, Lieder und Musik. Das Gefühl „Weihnachten ist da, freue dich, freue dich, o Christenheit", bricht sich lang am durch.

Auf den erbaulichen Teil folgen die Ueberraschungen. Die Freude ist allgemein. Bei einigen so groß, daß sie sich vergessen und in lautes Lachen ausbrechen. Die nächste Nummer ist jetzt schon fast selbstverständlich und lautet auf dem Programm: „Nüsse knacken, Kuchen essen etc."

Nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sind, folgt die Nummer: „Grüße von nah und fern." Der Hausvater verliest die Weihnachtsgrüße von nah und fern. Leider waren in diesem Jahre nur ganz wenige zum Abend da, aber später kamen sie aus den Vereinigten Staaten, Indien, Canada. Im Osten und im Westen, überall sind Mädchen, mit denen wir Freude und Leid geteilt haben. Zu Weihnachten stieg die Zahl der Weihnachtskarten bis auf 97. So schön unsere Feier auch verlief, aber der Umstand, daß unsere Heimmutter im Sanatorium krank lag, setzte unserer Stimmung den Dämpfer auf. Es ist das erste Mal, daß sie nicht mit dabei sein konnte und mit sorglicher Mutterhand alles aufräumen, schmücken und zubereiten durfte. Am 24. Dez. durfte sie auf eine Woche nach Hause in den Kreis ihrer Lieben kehren. Jetzt ist sie wieder in der Anstalt. Der Umstand, daß sie etwa 30 Pfund an Gewicht zugenommen hat, läßt uns hoffen, daß der liebe Gott seinen Segen zur Kur gibt. Daß der liebe Gott sie bald gesund in unsern Kreis zurückführen möchte, ist unser aller Wunsch und Gebet!

Im Namen der Mädchen danke ich allen, die unserer gedacht haben, und bitte andre Heime, zu berichten, wie bei ihnen Weihnachten gefeiert wurde.

Anna Friesen.
Saskatoon, Sask.

St. Catharines, Ont.

Folgendes diene jedem, der uns kannte, kennt und vielleicht wird kennen lernen, zur Kenntnis: daß unsere jetzige Adresse nicht mehr: Vineland Sta., Box 6; sondern: St. Catharines, 44 William Street, Ont., ist.

Die Flüchtigkeit des Lebens.

Es kommen Zeiten, Jahre gehen,
Mit ihnen schwinden Freud' und Schmerz.
Kannst du das Lebensrätsel ganz versteh'n?
Gibst acht du auf dein fragend Herz?

Schnell entfloh'n der Kindheit schöne Jahre,
Mit ihnen schwand der Jugend helles Glück;
Doch ernster wird's, so wie ich nun erfahre,
Gar manches bringt uns göttliches Geschick.

Das Leben fordert mehr als Kinderfreuden;
Der Weg ist wichtig, den wir, wissend, geh'n.
Auf Kindheitsjubel folgen oft auch Leiden;
Wohl dem, der männlich kann besteh'n!

Nach Regengüssen folgt die klare Sonne,
Nach Schmerz und Weh' die wahre Freud';
Und nach Verluste, Glück und Wonne,
Nach diesem Leben ew'ge Seligkeit.

Herbert Thießen.

Deutscher Bund Kanada, Ortsgruppe Winnipeg.

Donnerstag, den 30. Januar, 8.30 abends, feiert unsere Ortsgruppe gemeinsam mit der Frauenschaft unserers Bundes im Heim 519 McDermot Ave., wieder den „Tag der nationalen Arbeit".

Ein Gedenken unserer Verbundenheit mit den seelischen Kräften unserer alten Heimat soll diese Feierstunde sein. Ein rücksichtsloses Bekennen zu dem Lande unserer Väter, zu den Männern, die in schweren Jahren unser Deutschland zu dem gemacht haben, was es heute und auch für immer darstellen wird, das Land der völkischen Behauptung, das Land der Freiheit und Ehre.

Der Hauptsprecher bei dieser Abendveranstaltung ist unser Kamerad W. v. Kügelgen.

Die Mitglieder der Frauenschaft werden gebeten, Kuchen oder Gebäck mitzubringen.

An unserem nächsten Sprechabend, Mittwoch, den 5. Februar, spricht unser Kamerad Rudolf Tetzner über das Thema: „Deutsche Schule und Auslanddeutschtum."

Mittwoch, den 12. Februar ist Diskussionsabend.

Die Ortsgruppenleitung.

—Amsterdam. Die Regierung verbot eine Rede Lord Cecils, der vor dem holländischen Komitee für Abessinien über die italienische Bombardierung eines schwedischen Lazaretts sprechen sollte. Da die Angelegenheit dieses Bombardements gegenwärtig dem Völkerbund vorliege, seien politische Erklärungen über dieses Thema unerwünscht, so erklärte die holländische Regierung.

Bekanntmachung

Am 6. Februar, l. J., wird vom Menn. Jug.-Verein d. Sch. G. — Gr. Winnipeg, in der ukrainischen Proswieta, Ecke Flora Ave. und McKenzie Str., ein Konzert geliefert:

Das Lied der Heimat

Beginn 8.15 abends.
Preis der Eintrittskarten 25c.
Im Verkauf an der Kasse.
Jedermann ist herzlich willkommen!

Waldstille und Weltleid.

Von Anna von Blomberg

(20. Fortsetzung)

Seit dem Besuch im Sengernschen Hause hieß ihre Lieblingspuppe Esther. Mit großer Anstrengung schleppte sie dann Stühle herbe und stellte sie auf, recht in Reihe und Glied. Auf jedem Stuhl nahm eine Puppe Platz, Agnes in der Mitte, in einen rotkarierten Schal gehüllt. Nun mußte Maria pfeifen, und Agnes versuchte, durch das Schnarren eines zwanzigfachen „Rr“ das Rollen der Räder nachzuahmen. Der Zug ging ab.

Da ertönte die Entreeglocke. „Es kommt jemand,“ rief Agnes, sprang aus dem rollenden Zuge heraus und lief, den roten Schal hinter sich herschleppend durch die offene Tür Bald kehrte sie wieder, ganz ängstlich und bestürzt, und berichtete: „Tante, der schwarze Mann.“

„Der Schornsteinfeger?“ fragte Maria. „Seit wann kommt er durch das Entree?“

„Nein, der nicht,“ sagte Agnes, „der andere mit den vielen Büchern.“

„Wen meinst du?“ fragte Maria und wollte hinausgehen. Doch Agnes hielt sie mit einen Ausdruck des Entsetzens fest und flüsterte: „Geh nicht, Tante; er kommt ja schon, und wir sind ja bei ihm gewesen.“

Nun wurden im Nebenzimmer Schritte hörbar, dann fiel ein Schatten durch die Tür, und auf der Schwelle erschien Doktor Berthold.

Maria stand zuerst sprachlos. War es denn die Bestimmung dieses Mannes sie jedesmal zu erschrecken?

„Verzeihen Sie,“ sagte jetzt seine tiefe Stimme, „ein so dreister Ueberfall lag nicht in meiner Absicht. Der kleine Bote hier“ — er deutete auf Agnes — „war aber durchaus stumm und ließ nur alle Türen hinter sich offen, da glaubte ich eben, ich solle folgen.“

„Sie suchen vermutlich meinen Schwager,“ sagte Maria, die sich inzwischen gefaßt hatte.

„Nein eigentlich suche ich Sie,“ antwortete er.

Das neue Erstaunen, welches diese Antwort in ihr hervorrief verbarg Maria, in dem sie den Gast bat, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen. Sie wandte sich nach ihrer Nichte um und sagte: „Komm mit, Agnes.“

Aber Agnes rührte sich nicht.

„Komm,“ sagte Maria noch einmal und hielt ihr die Hand hin.

„Ich mag nicht,“ erwiderte Agnes, „ich mag nicht zu dem schwarzen Mann.“

Erschrocken legte Maria ihr die Finger auf den Mund, doch die unartige Kleine befreite sich, schlang die Händchen trotzig ineinander und kehrte dem Gaste den Rücken.

Nun griff Maria energisch zu. Sie zog sie nach der angrenzenden Kinderstube, und obwohl Agnes sich sträubte und heftig zu weinen anhub, ward sie dennoch hineingeschoben und die Tür hinter ihr geschlossen. Dann kehrte Maria zu dem harrenden Besucher zurück. „Sie werden einen guten Begriff von uns beiden bekommen,“ sagte sie zu ihm, „von der Tante sowohl wie von der Nichte.“

„Es tut mir herzlich leid,“ antwortete er, „daß ich zum zweitenmal Kummer über das arme Kind gebracht habe und Verlegenheit über Sie, Fraulein Viriletti.“

Sie errötete bei der Anspielung auf die seltsame Art ihrer ersten Bekanntschaft und erwiderte mit einen Versuch zu scherzen: „Das war heute die Vergeltung. Unsere Rechnung ist nun ausgeglichen.“

Als sie im Staatszimmer einander gegenüber saßen, hatte sie, die Frage auf den Lippen, welches sein Begehren an sie wäre. Doch er kam ihr zuvor. „Mein Hiersein bedarf der Entschuldigung,“ sprach er. „Ich suche nämlich nach einem musikgeschichtlichen Werke. Nicht daß ich selbst ein großer Musiker wäre, aber ich soll einen Vortrag über Glück halten und muß da bedenkliche Lücken in meinem Wissen ausfüllen. Der Buchhändler, bei dem ich nach dem Werke fragte, konnte mir nicht helfen; er sagte mir, wenn ich über Musik belehrt sein wollte, sollte ich nur zum Grafen Reggfield gehen; dort würde ich finden, was ich brauche. Ich traf Ihren Herrn Schwager auf meinem Wege hierher, wie er mit seiner Frau Gemahlin spazieren fuhr. Er hielt an, und liebenswürdig, wie er immer ist, stellte er mir seine Bibliothek und seine Kenntnisse zur Verfügung. Einstweilen hat er mir den Titel eines Buches genannt u. mich damit an Ihre Güte gewiesen.“

Nachdem auch Maria den Titel erfahren hatte, stand sie auf und ging nach Reggfields Zimmer, das mit dem, in welchem sie sich befanden, durch eine große Flügeltür verbunden war. Der Gelehrte konnte ihr mit den Blicken folgen, wie sie den Bücherschrank öffnete u. ohne langes Suchen oder Zögern einen Band herauszog.

„Gut bewandert,“ sagte er lächelnd, als sie ihm das gewünschte Buch überreichte. Eigentlich hätte er sich nun empfehlen können, aber er blieb noch; er fragte, wie ihr der Besuch im Hause seiner Verwandten bekommen sei.

Maria antwortete mit einer freundlichen Bemerkung über Esther.

„Ich möchte es meiner Cousine gönnen,“ sprach er, „wenn sie Ihre Freundschaft gewinnen könnte.“

„Hat sie keine Freundin?“ fragte Maria.

„O, ein halbes Dutzend glaube ich,“ erwiderte er, „aber doch keine, an die sie sich halten kann.“

„Ob ich eine solche abgeben würde?“ entgegnete Maria. „Ich bin still und einsam im Walde aufgewachsen und unbekannt mit dem, was das Leben in der Welt erfordert.“

„Aber der Grund auf dem Sie stehen, ist ewig und einzig bleibend,“ antwortete er; „darum werden Sie feststehen wenn andere wanken.“

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte sie u. sah ihn an.

„Wer?“ wiederholte er. „Das sagt mir das Nationalgefühl, das die Untertanen des himmlischen Königs verbindet. Sie brauchen nur ein einziges Wort, um sich zu erkennen, und dies Wort haben Sie neulich gesprochen. Oder sollte ich mich getäuscht haben?“

„Nein,“ sagte sie, „Sie haben sich nicht getäuscht.“

„Also keine Fremden mehr,“ sprach er, und reichte ihr die Hand. Als sie die ihre hineinlegte, fuhr er fort: „Seien Sie freundlich mit meiner Cousine; sie ist ein armes reiches Mädchen, das keinen Frieden hat.“

„Es ist nicht schwer, freundlich zu sein gegen jemand, der so liebenswert ist, wie Fräulein Esther,“ antwortete Maria.

„Ja,“ sagte er, „sie ist ein herzensgutes Kind, nur schlecht geleitet. Eigentlich hat sie gar keine Erziehung gehabt.“

„Und warum,“ fragte Maria fast ein wenig schalkhaft, „holen Sie nicht das Versäumte nach? Sie sind ja Pädagoge.“

„Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz,“ erwiderte er fein und stand auf, um sich zu verabschieden.

Auf dem Heimwege begegnete Doktor Berthold wieder einem bekannten Wagen, dem seines Vetters Augustin, welcher sogleich anhielt, und höflich fragte, ob er ihn auf der Fahrt nach seinem Gute begleiten wolle. Der Gelehrte verneinte, indem er auf seine Arbeit hinwies, und Augustin setzte seine Reise fort. Mit nachlässiger Eleganz lehnte er sich in die Wagenecke zurück, während ein steif galonnierter Kutscher die Zügel der beiden Renner führte.

Nach kaum einer halben Stunde kam ihm ein anderes Gefährt entgegengerollt und als Augustin sich aufrichtete, erkannte er sein ehemaliges Schimmel-Gespann. Wenn ihn vielleicht ein Gefühl von Wehmut beschlich, als die herrlichen Tiere jetzt an ihm, gleich einem Fremden, vorüberbrausten, so wurde dies doch bald unterdrückt durch das feundliche Lächeln, mit dem die Gräfin Reggfield seinen Gruß beantwortete.

„Prächtig!“ rief Reggfield ihm im Vorüberfliegen zu, und Augustin erhob sich und sah dem Wagen nach bis er um eine Ecke bog.

Der Weg nach dem Gute war lang wenn nicht langweilig, über eine Meile weit führte er auf der glatten Chaussee dahin und bot rechts und links dem Auge keine andere Aussicht als Kartoffel- und Getreidefelder. Auf die Dauer wird ein solcher Anblick selbst für einen praktischen Landwirt ermüdend. Augustin schloß seine Augen und langte so im Halbschlummer auf dem Gute an. Nachdem er in den von etwas dumpfer Luft erfüllten Räumen des Hauses ein Glas Most genossen hatte, bestieg er ein Pferd, um in Begleitung des Inspektors einen Ritt durch die Felder zu machen. Das war just kein freudiges Ereignis, sowenig für den Beamten wie für die Arbeiter; denn Augustin von Sengern war ein gestrenger Herr, der unbedingten Gehorsam forderte, oft auch in Dingen, die der altgewohnten Art der Leute widerstrebten. Am heutigen Tage jedoch fiel die Revision günstig aus, nur ordnete der gnädige Herr an, daß drei Morgen Brachland, wo vordem nie ein Halm gewachsen war, urbar gemacht werden sollten. „Man kann zunächst Futtergemenge darauf säen,“ sagte er, „und im nächsten Jahre denkte ich den Boden durch künstlichen Dünger zu verbessern.“

Schweigend fügte sich der Inspektor dieser Anordnung. Er begleitete dann den jungen Gutsherrn zurück, und so gewahrten beide nicht, wie ein alter Arbeiter, der in der Nähe gestanden hatte, sich in die Haare fuhr und sagte: „Schön, sehr schön; an diesem Knochenlande können sich unsere besten Ochsen zu schanden rackfen. Das wird ein teures bißchen Futtergemenge geben.“

In das Haus zurückgekehrt, setzte sich Augustin vor einer einsamen Tasse Kaffee nieder. Das Zimmer kam ihm öde vor, und er dachte daran, wie vor kurzem noch seine Angehörigen ihm hier Gesellschaft geleistet hatten. Vielleicht malte er sich aus, wie es sein könnte, wenn einmal eine junge Gutsherrin hier schalten und die öden Räume durch ihre Gegenwart schmücken würde. Mitten in seine Träumereien herein klang das Rollen eines Wagens, der die Dorfstraße heraufkam und vor dem Hause anhielt. Wie angenehm! Da kam Gesellschaft. Wer mochte es sein? Die Fenster des Zimmers lagen nach dem Garten hinaus und gestatteten ihm keinen Blick nach dem Portal. Darum blieb er bei seiner Kaffeetasse sitzen und wartete der Dinge, die da kommen würden.

Sie kamen bald in der Gestalt des galonnierten Kutschers der eine Karte mit dem Namen „Graf Reggfield“ zu seinem Herrn hereintrug.

Im ersten Augenblick wußte Augustin nicht, was er sagen sollte: denn was in aller Welt konnte Reggfield ihm mitzuteilen haben, daß er ihm hierher gefolgt war? warum hatte er nicht angehalten, als sie sich vorhin auf der Straße begegneten? Oder sollte er es für eine liebenswürdige Aufmerksamkeit halten, wie sie Reggfield allerdings nicht unähnlich sah? „Ist auch Frau Gräfin mitgekommen?“

„Frau Gräfin?“ wiederholte der Kutscher mit großen Augen. „Nein, der Herr Graf sind ganz allein.“

„So führe ihn herein,“ gebot Augustin, trank schnell den Rest seines Kaffees und wartete dann abermals.

Bald ließen sich draußen Schritte hören die Tür ging auf, und der erwartete Graf Reggfield kam herein. Aber Augustin sah sehr überrascht aus und machte eine tiefe ehrfurchtsvolle Verbeugung; denn nicht der junge Dragoner-Rittmeister war es, welcher jetzt ihm gegenüber stand sondern Karl Sigismund, der Majoratsherr von Storrinek.

„Eine seltene, unverhoffte Ehre, Herr Graf, daß Sie meine Schwelle betreten,“ sprach der Baron von Sengern.

„Ich bin ein ungeselliger Kauz,“ sagte der Graf; „sonst müßte der Verkehr zwischen Gutsnachbarn, wie wir es sind, wohl etwas reger sein.“

Er nahm einen Stuhl und ließ sich darauf nieder. Augustin tat ein Gleiches nachdem er zuvor die Ueberreste seines Junggesellenimbisses beiseite geschoben hatte. Sie sprachen über dieses und jenes, von der Ernte, von Pferden und Hunden. Aber der Herr des Hauses sagte sich im stillen, daß alles das nur eine Einleitung sei, und daß der seltene Besuch irgendwelche Bedeutung haben müs-

se. Das Haupt seines Gastes, wie er da vor ihm saß, war verhüllt von einem unsichtbaren Helm mit herabgelassenem Visier, und Augustin wartete auf den Augenblick, wo es sich öffnen würde.

Karl Sigismund blickte im Zimmer umher und sagte: „Als ich das letztemal her saß, dachten wir, daß bald noch nähere Beziehungen uns miteinander verknüpfen würden, als die der Gutsnachbarschaft."

„Aha," dacht Augustin, „die erste Spalte im Visier." „Ja, Herr Graf," sagte er, „aber Ihr Herr Neffe befand für gut, vor diese Beziehungen einen Riegel zu schieben."

„Ich habe meinen Neffen seitdem nur einmal flüchtig gesehen," fuhr der Graf fort. „Ich weiß wenig oder nichts von ihm."

„Die zweite Spalte," sagte sich Augustin, „ich soll Auskunft geben." Und er gab sie; er berichtete, was er wußte.

„Es scheint, daß Sie wie früher mit ihm verkehren," bemerkte Karl Sigismund. „Ich glaubte, Sie wären berechtigt, ihm zu zürnen."

„Allerdings war ich das," erwiderte Augustin, „aber die Zeit gleicht manches aus, und seit Ihr Herr Neffe meiner Schwester das Leben gerettet hat, ist der letzte Groll aus meinem Herzen geschwunden."

„Wann und wie hat er das getan?" fragte Karl Sigismund. Augustin erzählte es.

„Er ist ein Reggfield," sagte der Graf, als er die Geschichte gehört hatte. „Sie werden begreifen, Herr Baron" — und jetzt schob sich das Visier um ein ganzes Stück hinauf —, „daß für mich jene Angelegenheit noch nicht erledigt sein kann, wenn auch mein Neffe das glaubt."

„Was wollen Sie tun, Herr Graf?" fragte Augustin. „Soviel ich gehört habe, hat Graf Reggfield auf alle Rechte an dem Güterbesitz und das Majorat freiwillig verzichtet."

„Wohl hat er das getan," antwortete Karl Sigismund „aber ich verzichte nicht auf ihn. Ich will nicht, daß unser Geschlecht untergeht. Es bestehen in unserer Familie Gesetze und Bestimmungen, die, wenn sie in Kraft treten, seine Ehe lösen müssen."

„Herr Graf," sagte Augustin ein wenig lächelnd, „ich bezweifle, daß Sie in unserer aufgeklärten und demokratisch angehauchten Zeit mit Ihren Familiengesetzen Glück haben werden."

„Es kommt auf einen Versuch an," erwiderte der Graf ruhig. „Sie sind in die Form eines Testamentes gekleidet, und Testamente gelten doch auch in unserer aufgeklärten Zeit noch für unantastbar. Aber ich gestehe, daß ich nur im äußersten Falle diesen Weg betreten würde, der das Ansehen unseres Hauses öffentlich preisgibt. Vorerst will ich noch ein anderes Mittel versuchen; ich will mich an die Frau wenden."

Augustin fuhr zusammen. „An die Frau?" wiederholte er. „An Serena? Sie ist das holdseligste Geschöpf unter der Sonne, und soviel ich beurteilen kann, liebt sie ihren Mann mit großer Innigkeit."

„Um so besser," sagte Karl Sigismund; „gibt es auf Erden eine uneigennützige Liebe, und findet sie sich bei seiner Frau, dann wird ihr das Opfer erleichtert werden. Sie wird dem Glücke ihres Mannes nicht im Wege stehen wollen."

„Wie aber," fragte Augustin, „wenn Sie nicht glaubt, daß das Glück des Grafen Reggfield in dem Besitz von Storrinek liegt?"

„Die Frauen sind im allgemeinen beschränkt," antwortete Karl Sigismund. „Eine selbstandige Meinung haben sie selten, sondern sie glauben das, was ein klügerer Kopf ihnen als Meinung aufdrungt. Man muß ihnen zu imponieren verstehen. Kurz und gut" — und hier klappte das Visier vollends auf —, „ein Mann wie Sie, Herr Baron, würde erreichen, was ich wünsche, und ich frage Sie, ob Sie die Mission übernehmen wollen."

„Herr Graf," sagte Augustin aufstehend, „das ist ein Henkersdienst. Wählen Sie andere Schergen."

„Wie Sie belieben," entgegnete der Graf kühl und erhob sich gleichfalls. „Ich finde wohl noch einen andern Träger für meine Botschaft. Nur glaube ich, Sie würden um Ihrer Fräulein Schwester willen ein Intresse an der Sache nehmen."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Ach, es war kein guter Engel, der jetzt durch das Zimmer flog. Man konnte den Schatten seiner dunkeln Fittiche deutlich auf dem Antlitz des jüngeren Mannes sehen, der, von dem andern abgewandt, mit sich selber kämpfte. Wohl eine Minute verging. Dann wandte sich Augustin seinem Gaste wieder zu. Er war bleich geworden, und mit einer Stimme, die ihm selbst wie die eines Fremden klang, sagte er: „Sie haben recht: ich werde Ihren Auftrag übernehmen."

Eine Viertelstunde später rollte die vierspannige Karosse des Reichsgrafen wieder zum Hoftor hinaus. Bald darauf bestieg auf Augustin seinen Wagen, um nach der Stadt zurückzukehren. Als er an dem bekannten Hause am Stadtgraben vorüberkam, beugte er sich vor, und sein Blick haftete an den erleuchteten Fenstern. „Er hat die Rache in mir geweckt," murmelte er dabei, „mag sein Haupt die Verantwortung treffen, wenn ich mich nicht mehr beherrschen kann."

Vierzehntes Kapitel.

Der Oktober brachte in seiner ersten Hälfte noch schöne, sonnige Tage, die an den Sommer erinnerten, und an einem solchen Tage hielt die Equipage des jungen Grafen Reggfield vor dem Sengernschen Hause. Es war ein schöner, neuer Wagen, der vier Personen faßte, und Reggfield hatte wirklich, wie Maria ihm geraten, seine ganze Familie aufgeladen, Frau, Tochter und Schwägerin. Er selbst führte die Zügel.

Hinter diesem Wagen hielt noch ein zweiter, der des Barons von Sengern. Er und seine Schwester kamen soeben die Freitreppe herab, und Augustin fragte höflich, ob er etwa habe warten lassen.

„Nur eine halbe Minute," antwortete Reggfield. „Mein gnädiges Fräulein," fuhr er zu Esther gewendet fort, „wollen Sie mir nicht noch einmal gestatten, Sie mit den gefährlichen Schimmeln zu fahren? Wie Sie sehen, haben wir noch Platz."

Esther folgte der Aufforderung gern, aber Augustin protestierte; er wollte nicht allein und ohne Dame fahren.

„Serena, dann muß ich dich ausliefern," sagte Reggfield.

Sie unterdrückte das Bedauern, das diese Anordnung ihr erweckte. Gehorsam stieg sie aus und ließ sich von Augustin zu dessen Wagen geleiten.

Schon wollten die Pferde anziehen, als Esther rief: „Augustin du vergißt ja Vetter Franz! Wir müssen auf ihn warten."

Die Mahnung schien dem Baron unlieb; er brummte vor sich hin: „Gelehrte sind immer zerstreut und unpünktlich."

Doch da kam der Gescholtene schon. Reggfield rief ihm heiter zu: „Sie haben die Wahl, Herr Doktor; in jedem Wagen ist noch ein Platz frei."

Doktor Berthold überflog mit prüfendem Auge die beiden Equipagen, u. schon machte er eine halbe Wendung der Reggfieldschen entgegen, da fing er einen Blick der jungen Gräfin auf, der sich schüchtern ihm nachstahl. Der Gelehrte verstand die stumme Bitte. Er hob den Hut gegen Maria und Esther u. Stieg in den Sengernschen Wagen.

Obwohl mit einer Wolke auf der Stirn, erhob sich Augustin doch sofort und bot seinem Vetter den Platz an Serenas Seite an. Aber Doktor Berthold nahm, ohne ein Wort zu verlieren den Rücksitz ein; hierauf fuhren die Wagen ab.

Das Ziel der Fahrt war Augustins Gut. Als der freiherrliche Diener die Einladung zu der Partie überbracht hatte, war eben Varrnbek bei seinem Freunde. Er drehte die Karte hin und her und sagte endlich: „Reggfield, dieser lebhafte Verkehr zwischen euch und Sengerns grenzt mir etwas ans Unverständliche."

„Inwiefern?" fragte Reggfield.

„Nun wen man an vergangene Zeiten denkt."

„Die Zeiten ändern sich und wenn man ehrlich sein will, muß man zugeben daß die Berechtigung zum Grollen zumeist auf Sengerns Seite lag. Da sie von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, sondern mir auf das Freundlichste entgegenkommen, wäre ich ein Tor, wenn ich nicht darauf einginge. Unnötige Spannungen oder gar Feindseligkeiten sind mir zuwider."

„Aber," wandte Varrnbek ein, „du hattest doch früher wenig Sympathie für alle Sengerns."

„Da hast du recht und unrecht," erwiderte Reggfield. „Umstände verändern den Fall," sagt ein englisches Sprichwort. „Der Grund, der mich damals aus dem Sengernschen Hause vertrieb, ist hinfällig geworden. Was die Personen anbetrifft, so habe ich immer gesagt daß sie in ihrer Art sehr liebenswürdig sind. Der Baron versteht von allem soviel daß man sich in anregender Weise mit ihm unterhalten kann. Und da meine Frau und Schwägerin an den Sengernschen Damen großes Gefallen finden, so frage ich dich weshalb ich wohl den Verkehr hindern sollte?"

Varrnbek schwieg, aber er sah nicht überzeugt aus. Und nun mußte er am Nachmittag auch noch den beiden Wagen begegnen, als sie im schnellsten Tempo durch die Straßen fuhren. Die Schimmel hatten dem andern Wagen bald einen Vorsprung abgewonnen, doch Augustin sorgte dafür, daß seinen Begleitern der Weg nicht lang wurde. Mit spielender Leichtigkeit lenkte er das Gespräch von einem Gegenstande zum andern, und als sie zehn Minuten später als der Reggfieldsche Wagen vor dem Gutshause anhielten, hatte Serena die Scheu vor dem langen Baron gegen eine günstigere Meinung vertauscht. Ihr gutes Herz freute sich darüber schon um Esthers willen.

Zunächst wurden nun Haus und Garten besichtigt und dann eine Erfrischung eingenommen. Hierauf schlug Augustin vor, einen Spaziergang nach dem Fluß zu machen, der seinen Lauf an dem Gute vorüber nahm. Der Weg führte durch die Parkanlagen und von da in die Wiesen. Jubelnd lief die kleine Agnes über die grüne Trift und pflückte Glockenblumen und Maßliebchen, bis ihre Hand den Strauß kaum noch umspannen konnte. Des Kindes Lust steckte auch die Erwachsenen an. Esther und Serena nahmen die Blumen in Empfang und wanden im Weiterschreiten Kränze daraus, mit denen sie sich gegenseitig schmückten.

Lächelnd sah Reggfield auf das anmutige Bild. Er ging an Augustins Seite her, schweigsamer als sonst, nur hin u. wieder eine geistreiche Bemerkung fallen ließ. Auch er war in den Anblick der lieblichen Gruppe versunken, und wenn die Gedanken, die ihn dabei bewegten, auch denselben Ausgangspunkt haben mochten, wie die seines Begleiters, so nahmen sie doch eine Richtung, von der jener keine Ahnung hatte.

Doktor Berthold hatte sich jetzt zu Maria gesellt. Sie fragte ihn, wie sein Vortrag über Glück ausgefallen sei.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," antwortete er; „ich gehöre zu den unglücklichen Menschen, die über ihre eigenen Leistungen kein Urteil haben, weil diese nie das werden, was sie nach dem Willen des Urhebers werden sollen."

„Wie schade, daß ich den Vortrag nicht gehört habe!" sagte Maria; „dann könnte ich Ihr unsicheres Urteil mit meinem noch schwächeren unterstützen."

„Das würde mir sehr lieb sein," erwiderte er; „eine solche Unterstützung würde mich vielleicht vor der Entmutigung bewahren."

„Sind Sie entmutigt?" fragte Maria teilnehmend.

„Ich weiß nicht, ob dies das genau passende Wort für den Zustand ist, in dem ich mich nach Vollendung fast jeder Arbeit befinde," antwortete er. „Es ist eine tiefe Niedergeschlagenheit und zugleich ein rastloses Drängen, Neues und Besseres zu schaffen. Kaum war ich mit Ritter Glück fertig so bin ich auch schon an eine neue Arbeit gegangen, an eine Geschichte Gustav Adolfs."

„Er ist einer meiner besonderen Lieblinge in der Weltgeschichte," sagte Maria. „Er scheint mir immer wie —" sie stockte, lächelte ein wenig und fuhr dann fort: „Ich habe mir da eine eigene Theorie zurechtgelegt, aber ich fürchte mich, sie vor den Ohren eines Geschichtsforschers laut werden zu lassen."

„Fürchten Sie sich nicht," erwiderte er; „der Geschichteforscher, zu dem Sie sprechen weiß, daß alles Wissen nur Stückwerk, ist."

(Fortsetzung folgt)

—**Astoria, Ore. Küstenwachtschiffe** patrouillierten die Sandbänke an der Mündung des Columbiaflusses und suchten nach den 35 Leichen der ums Leben gekommenen Mannschaft des Dampfers „Iowa". Der Dampfer ging bei „Peacock Spit," dem gefürchteten „Totenhof der Schiffe" unter.

Der untergegangene Dampfer war ein Schiff von 5,124 Tonnen und gehörte der States Steamship Company. Man erwartet, daß mit Windwechsel die meisten Leichen an Land gespült werden. Vergeblich versuchten Rettungsmannschaften den dem Untergang geweihten Frachtdampfer zu erreichen. Gewaltige Wellen und ein Sturm, der eine Geschwindigkeit von 80 Meilen die Stunde erreichte, machten Rettungsversuche unmöglich. Die Mündung des Columbiaflusses hat bereits 90 ähnliche Tragödien verursacht, die bekannt. Nur den Mast des Schiffes kann man auf einer der Sandbänke sehen.

—**Berlin. Adolf Hitler erklärte bei** dem um mehrere Tage verschobenen Neujahrsempfang der bei der Berliner Regierung akkreditierten Vertreter von 51 **fremden Regierungen in Beantwortung der Rede des päpstlichen Nuntius Orsenigo:**

„Ich und meine Regierung sowie das gesamte deutsche Volk schließen sich Ihrem Wunsche an, daß neue Jahr ein Nachlassen der bestehenden politischen Spannung und wirklichen Frieden unter den Nationen bringen werde. Der verständliche Wunsch unseres Volkes, sich eine Schutzwehr gegen die Gefahren der herrschenden politischen Unsicherheit zu schaffen, ist im vergangenen Jahre verwirklicht worden. Das deutsche Volk will mit den anderen Nationen der Welt in Frieden und Freundschaft leben und mit ihnen zum Wohl der Menschheit zusammenwirken."

Hitlers Antwortrede war eine der wenigen amtlichen deutschen Aeußerungen, die auf außenpolitische Situation Bezug nehmen.

—**Das für den Fremdenverkehr so** bedeutungsvolle Olympia-Jahr 1936 wird mit den Olympischen Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen einen würdigen, großen Auftakt finden. Der Winter 1935—36 ist heute schon zum deutschen Olympia-Winter gestempelt. Er erhält nicht nur bei den Freunden des Wintersports eine noch nie dagewesene und für unsere Generation so schnell nicht wiederkehrende Bedeutung, sondern darüber hinaus auch für das gesamte deutsche Volk, welches wirtschaftlich, kulturell und politisch im neuen Reiche mit dem Fremdenverkehr und dadurch auch mit den olympischen Ereignissen auf das engste verknüpft ist.

In den herrlichen deutschen Bergen Oberbayerns, einen landschaftlichen Rahmen, dessen überwältigende und großartige Schönheit jeden Vergleich auszuhalten in der Lage ist, haben schon die ersten Wintersport-Wettbewerbe eingesetzt.

—**In der Welt macht jetzt ein neues** Arbeitssystem viel von sich reden, das nach seinem Erfinder, einem russischen Bergmann Alexei Stakhanow benannt worden ist. Durch dieses System soll die Produktion eines Arbeiters ganz gewaltig gesteigert werden können. Stakhanow selbst soll es gelungen sein, durch Nationalisierung seiner Glieder und Bewegungen **seine eigene Leistungen um** 1400 Prozent zu steigern. Es handelt sich also um eine Verfeinerung des sogenannten Taylor-Systems, das einst von Amerika ausging und der Versklavung der Arbeiter Vorschub leistete. Es ist deshalb verständlich daß die russische Arbeiterschaft diesem System allgemein mit großer Skepsis gegenübersteht.

Dagegen mißt Stalin dem System eine ungeheure Bedeutung bei, zunächst in politischer Hinsicht. Er sieht in der durch das System möglichen Arbeitsbeschleunigung die absolute Wehrhaftmachung Rußlands gegen alle Feinde der Welt. Außerdem sieht er in dem neuen System eine Vorstufe zu einer neun „Glückseligkeit" der Menschheit.

—**Berlin.** Ernst **Popper, der Berliner** Korrespondent des „Prager Tagblatt", wurde von der Polizei benachrichtigt, daß er innerhalb von zehn Tagen Deutschland verlassen müsse, weil seine Berichte „für die internationale Atmosphäre vergiftend" seien. Popper, der 20 Jahre in Berlin gewohnt hat, ist das zwölfte Mitglied des Vereins der Auslandspresse, das seit 1933 ausgewiesen worden ist. Der tschechische Gesandte legte energischen abernutzlosen Protest ein.

—**Paris. Aus einem Fenster einer** Kaserne in Toul wurde plötzlich ein wildes Feuer auf zahlreiche im Kasernenhof versammelte Offiziere und Mannschaften eröffnet. Ein Hauptmann und ein Soldat wurden schwer getroffen und starben wenige Minuten später im Lazarett.

Von sieben Schüssen durchbohrt, wurde der Mörder sofort getötet. Es handelte sich um einen marokkanischen Schützen. Ob er in einem Anfall geistiger Umnachtung oder aus Rache geschossen hat, weiß man nicht.

—**Innsbruck. Dr. Eduard Rent-Nicolussi,** der Präsident der Andreas Hofer-Gesellschaft, teilte mit, daß seit Ausbruch des afrikanischen Krieges 1700 italienische Deserture über die Grenze nach Tirol gekommen sind, eine Angabe die auch von dem hiesigen Polizeichef bestätigt wurde.

—**Mussolini hat seinen Truppen in** Afrika den Befehl übermittelt, mit aller Macht gegen die Aethiopier vorzugehen. Das wird so seine Schwierigkeiten haben, denn die Aethiopier werden sich ihren Angreifern gegenüber keineswegs passiv verhalten, außerdem hat bereits die „kleine" Regensaison eingesetzt, die weiteres Vorrücken unmöglich macht.

—**Die französischen zur Marinekonferenz,** belehrt uns eine Londoner Depesche, sind darüber empört, daß Frankreich bei der Festsetzung der Flottenstärke der Seemächte die Rolle des Waisenknaben spielen soll.

—**Beobachter der politischen Lage in** Europa sind keineswegs davon überzeugt daß die Kriegsgefahr vorüber ist, selbst wenn das Oel- Embargo niemals in Kraft treten sollte. Italien muß entweder ganz Aethiopien erobern und unterwerfen, oder es erhält nichts, und im letzteren Falle wird es Mussolini nicht darauf ankommen, einen Krieg mit anderen Ländern anzufangen, denn er persönlich kann sich nur durch einen Sieg retten.

Verschiedene Länder scheinen nur darauf zu warten, daß es endlich zu einem allgemeinen Kriege gegen Italien kommt. An der Spitze stehen Jugoslawien, das den Verlust von Triest und vor allem Fiume nicht vergessen kann, und die Türkei, die mit Italien, noch wegen Tripolis, Libyen, Rhodes und zahlreicher Inseln im östlichen Mittelmeer abzurechnen hat. Beide Mächte wagen allerdings nur dann gegen Italien vorzugehen, wenn sie genügend Unterstützung seitens Großbritanniens erhalten.

Im selben Augenblick würden aber auch die Tschechoslowakei und Rumänien als Mitglieder der Kleinen Entente u. Griechenland als Mitglied des Balkanbundes und Bundesgenosse Großbritanniens einreifen, und Frankreich kann nicht gut hinter seinem Werkzeug, der Kleinen Entente, zurückbleiben. Alle diese Mächte haben dem britischen Ministerpräsidenten Baldwin ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt. Sogar Spanien, das eine immer größer werdende Freundschaft für Portugal den Bundesgenossen Großbritanniens bezeugt, scheint nicht zurückbleiben zu wollen.

— **Potsdam. Deutschlands große** neue Kriegsakademie die 22 Gebäude umfaßt, wurde mit feierlichen Zeremonien eröffnet. Die alten Traditionen der preußischen Armee wurden in zündenden Reden verherrlicht.

—**Washington. Eine 10 Minuten** lange Sitzung des Bundesobergerichtes fetete dem Neuen Kurs $200,000,000 in Verarbeitungssteuern, ließ den Status einer weiteren Milliarde anderer Verarbeitungssteuer-Zahlungen in Zweifel und vermied ein direktes Gutachten betreffs der Verfassungsmäßigkeit des Bankhead-Baumwollgesetzes.

Dieses Resultat kann durch zwei Entscheidungen:

1. Das Gericht entschied, daß die protestierten Verarbeitungs-Steuern, die wirklich in Gewahrsam bezahlt wurden (eine Summe von etwa $200,000,000) an die Verarbeiter zurückgezahlt werden müssen.

2. Das Gericht schlug eine verlangte Prüfung des Bankhead-Gesetzes aus technischen Gründen nieder. Es verzögerte somit eine endgültige Entscheidung über die Rechtsmäßigkeit des Gesetzes bis nach dem 20. Januar. Die Frage wird in einer Klage erhoben werden, die von dem Gouverneur Eugene Talmadge von Georgia, einem Opponenten des Neuen Kurses eingereicht wurde.

—**Chicago. Einem zu erwartenden** Bericht des Verwaltungsrates der Amerikanischen Anwaltskammer, über die Handhabung des Hauptmann-Prozesses vorausgreifend, zufolge verlangte der frühere Richter Wm. L. Ransom von New York daß „die empörenden, abscheulichen Verstöße, welche den Hauptmann-Prozeß charakterisierten, in keinem Staate in diesem Lande fortan geduldet werden sollen."

Auf die Abreise des Obersten Lindbergh mit Gemahlin und deren Sohn John bezugnehmend, erklärte Richter Ransom, „die Amerikaner benötigen eine Neuprüfung der ganzen Frage wie es den Zeitungen und der Regierung gestattet worden soll, sich in das Leben, das Heim von Männern, Frauen und kleinen Kindern hineinzudrängen."

Ransom forderte, daß die Anwaltskammer die Führung übernehme „um klar die Normen darzulegen welche Anwälte und Presse mit Selbstachtung erfüllen und zu deren Beobachtungen sie, wenn nötig, durch die Gerichte gezwungen werden sollen."

Den empörenden und abscheulichen Verstößen, die den Prozeß von Hauptmann charakterisierten, sollten nicht erlaubt sein, erneut in einem Staat in diesem Lande vorzukommen, sagte er.

—**Paris. Heute wurden amtlich bekannt** gegeben, daß die Bevölkerungszahl Frankreichs im vergangenen Jahre zurückgegangen ist. Dies wird auf weniger Heiraten und weniger Geburten, sowie mehr Scheidungen zunehmende Todesfälle zurückgeführt. Seit 1934 ist die Zahl der Heiraten jährlich zurückgegangen.

—**London. In einem Appell an die** britische Regierung und das britische Volk warnte Sir Robert Horne, einer der hervorragendsten Schiffs- und Industriemagnaten Großbritanniens, vor der amerikanischen Konkurrenz auf dem Gebiete der Weltschiffahrt, die besonders deshalb der britischen gefährlich werden könne, weil die Ver Staaten die verschiedenen Schiffahrtslinien ihres Landes finanziell in einer so liberalen Weise unterstützten, daß kein anderes Land der Welt dagegen aufkommen könne, wenn nicht ein radikaler Umschwung in ihrer eigenen Politik auf diesem Gebiete erfolge.

Besonders gefährlich wird nach Sir Horne der britischen Schiffahrt die amerikanische Konkurrenz auf dem Pazifischen Ozean, und es sei nur eine Frage der Zeit, daß der britische Schiffsverkehr zwischen Australien und San Francisco oder Australien und Vancouver ganz und gar eingestellt werden müsse, wenn Großbritannien seiner Schiffahrt nicht in ebenso liberaler Weise beistehe wie das in Amerika der Fall sei.

—**Kansas City, Mo. Ein Mann der** sich als der 25 Jahre alte Joseph Pullibon ausgab, versuchte, im Automobildiebstahl-Racket zu schnell vorwärts zu streben. Die Polizei nahm ihn gestern in Haft, als er von einem Automobilaufstellplatz für gebrauchte Automobile mit drei zusammengeketteten Wagen davonfuhr.

—**Rom. Der Erfinder der drahtlosen** Telegraphie, Senator Gugliemo Marconi, der die Leitung des italienischen Nachrichtenwesens am ostafrikanischen Kriegsschauplatz übernehmen sollte hat darauf verzichtet, an die Front zu gehen. Aller vorherigen Propaganda zum Trotz wird er daheim bleiben und seine Experimente fortsetzen.

—**Houston Tex. Die italienische Fiat** Corporation kauft alte amerikanische Tankdampfer auf, um das Eisen und den Stahl, den sie enthalten, einzuschmelzen und dann zu Kriegsmaterial zu verarbeiten. Ein derartiger Tankdampfer ist bereits aufgekauft worden, und zurzeit sind Verhandlungen zwecks Ankaufs von vier weiteren Dampfern im Gange.

—**London. Japan hat der internationalen** Flottenkonferenz den Rücken gekehrt, wodurch die langjährigen Bemühungen, eine allgemeine Einschränkung der Rüstungen zur See herbeizuführen, vereitelt wurden.

Dieser Schritt Japans, der an sein Ausscheiden aus dem Völkerbund im Jahr 1933 erinnert, ist darauf zurückzuführen, daß ihm Flottenparität mit Großbritannien und den Ver. Staaten verweigert worden war. Er deutet eine Erweiterung der Kluft zwischen Japan und der westlichen Welt.

Das Ausscheiden der Japaner wurde in einer Note des Admirals Osumi Nagano an Viscount Monsell, den Vorsitzenden des Komitees, das sich mit der japanischen Forderung befaßt hatte, bekanntgegeben. Die japanische Delegation heißt es in der Note, habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die in ihrem Vorschlag zur Beschränkung der Flottenrüstungen enthalten fundamentalen Prinzipien nicht anerkannt werden, sodaß eine weitere Beteiligung der Delegation an den gegenwärtigen Unterhandlungen zwecklos wäre.

—**Havanna. Das Schnellgericht er**ließ einen Haftbefehl gegen den früheren Präsidenten Ramon Grau Som Martin und mehrere andere Personen, nachdem sie von Armee - Geheimdienstbeamten beschuldigt worden waren, „hochverräterische Propaganda" veröffentlicht zu haben. Der frühere Präsident wohnt jetzt in Miami, Fla.

—**Concepcion, Chile. Fünf Männer** ertranken, als ein Fischerboot auf der Höhe von San Vicente kenterte

—**Paris. Der frühere König Alfons** von Spanien traf, von Rom kommend, hier ein.

—**London. Acht Kinder und deren** Mutter, Frau Sarah Alice Tyrer, 40 Jahre alt, verloren das Leben, als ein Brand ihr Kohlengräberheim in Tyldesley, Lancashire, zerstörte. Der Vater, Adam Tyrer, ist der einzige Ueberlebende.

—**Moskau. Mikail Tukhaschewsky** Vizekommissar der Landesverteidigung, hat in der Sitzung des Zentral- Vollzugsrates bekanntgegeben, daß die Sowjet-Armee auf 1,300,000 Mann verstärkt wurde.

—**London. Der Schriftsteller Rudyard** Kipling, der sich im Hospital einer Magenoperation unterzog um die Entfernung eines Geschwürs, das die Magenwand bereits durchbrochen hatte, ist am 17. Januar gestorben.

—**Prag. Eine Demonstration gegen** den Bundeskanzler Kurt Schuschnigg von Oesterreich, die von Sozialisten und Kommunisten geplant war, wurde von der Polizei vereitelt, indem sie veranlaßte, daß der Zug an einem Vorstadtbahnhof anhielt, sodaß Schuschnigg unbemerkt aussteigen konnte. Flugblätter waren in der Stadt verteilt worden und eine große Menschenmenge hatte sich infolgedessen vor dem Hauptbahnhof angesammelt. Das Hotel, in dem der Kanzler abgestiegen ist, wird von der Polizei scharf bewacht.

Schuschnigg ist „offiziell" zu dem Zweck nach Prag gekommen, einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten. Es ist jedoch ein offenes Geheimnis, daß er seine Anwesenheit dazu benutzen wird, mit tschechoslowakischen Regierungsbeamten zu konferieren.

—**Tokio. In die amtlichen Versiche**rungen der japanischen Friedensliebe unter Bezugnahme auf das Ausscheiden Japans aus der Flottenkonferenz in London brachte das Säbelrasseln der Militaristen einen scharfen Mißton.

Ministerpräsident Keisuke Okada erklärte:

„Ich glaube nicht, daß ein Wettrüsten zu befürchten ist, das japanische Volk jedoch muß auf alles vorbereitet sein, was die Zukunft bringen mag. Sicher ist, daß Japan an dem Prinzip der Nichtaggression festhalten wird einerlei ob Flottenverträge existieren oder nicht."

Auf der andern Seite wurde die in Flottenkreisen herrschende Stimmung von Vizeadmiral Sankichi Takahashi, dem Oberbefehlshaber der Schlachtschiff-Flotte, in nicht mißzuverstehender Weise zum Ausdruck gebracht.

„Wenn sich die japanische Armee in die Lage versetzt sehen sollte den Kampf gegen die vereinigten Seestreitkräfte Amerikas und Großbritanniens aufzunehmen," sagte Takahashi in einem Interview „dann würde sie dessen bin ich sicher, den Sieg erringen, selbst wenn die Schiffsrate 10 zu 1 wäre.

Sollte es morgen zu einem solchen Kampfe kommen, so würde diese Versicherung ihre Bestätigung finden.

Japan hat seine eigenen Ideen mit Bezug auf Kampfmethoden und wir können die Kriegsschiffe, die wir brauchen, bauen, ohne uns nach Nationen zu richten.

Wenn wir gezwungen werden, einem Gegner, der einen Reitersäbel schwingt mit dem Maschinenmesser gegenüber zu treten, werden wir, dessen bin ich sicher immer noch die Gewandtheit und den Mut besitzen, die zum Siege erforderlich sind."

—**Berlin. Das deutsche Olympische** Komitee, in dessen Händen die Veranstaltung der diesjährigen Olympischen Spiele in Deutschland liegt, hat sich mit dem Kriegsministerium in Verbindung gesetzt, um für die unerwartet große Zahl der Spielteilnehmer Unterkunftsmöglichkeiten zu beschaffen.

Das Olympische Dorf, das in Döberitz bei Berlin seiner baldigen Vollendung entgegensieht wurde für die Unterbringung von nur 3,500 Athleten berechnet aber schon 5,300 haben sich angemeldet: **Das Dreifache der Teilnehmer an der Olympia in Los Angeles.**

Geschichtsstudium.

Aus Ostfriesischer Geschichte. Der Upstallsbom.

Von Dr. H. Reimers, Pastor.
(Eingesandt von H. Schröder)
(Fortsetzung)

Für das Alter des Upstallsbom als einer Versammlungsstätte im Sinne des Jahres 1216 ist damit allerdings unmittelbar noch nichts ausgemacht. Wir werden uns hier, so gewiß wir in jenes Jahr einen neuen Anfang müssen, bis auf weiteres und vielleicht für immer der Möglichkeit früherer Zusammenkünfte ähnlicher Art begnügen müssen, da es zurzeit an verbürgten Nachrichten durchaus fehlt. Daß die Friesen eine aus weit älterer Zeit stammende gemeinsame Versammlungsstätte besessen hätten ist an sich nicht unwahrscheinlich Eine solche Stätte hatte z. B. der benachbarte Stamm der Sachsen zu Machlum oder Marklo, wo als Bevollmächtigte dreier sächsischer Stammesgemeinschaften je 12 Edle, Freie und Halbfreie jährlich zusammenkamen, wo auch im Jahre 772 der heilige Lebuin den Sachsen zuerst das Evangelium predigte; ein Ort, den man in dem jetzigen Lohe bei Nienburg an der Weser wiederzufinden sucht. Immerhin würde der Upstallsbom für jene frühere Zeit, wo sich Friesland westwärts bis über das heutige Westfriesland hinausdehnte, als Versammlungsort des ganzen Stammes reichlich weit nach Osten gelegen gewesen sein.

In dem mit 1216 für Upstallsbom einsetzenden Zeitraume fehlen, soweit wir absehen können, unter den damals noch zum frisischen Volksstamme gehörenden Gauen nach Westen hin Ostergo und Westergo, nach Osten Rüstringen. Von einer Tätigkeit der Upstallsbomer Geschworenen erfahren wir, abgesehen von ihrem ersten Auftreten, nur noch aus zwei Jahren. Es sind dies die Jahre 1224 und 1231, wobei wir natürlich anzunehmen haben, daß sie auch in den dazwischenliegenden Jahren ihres Amtes gewaltet haben, wenngleich ihre Tätigkeit unsern Fivelgoer Chronisten keine Gelegenheit gibt, ihrer besonders zu gedenken. Das Jahr 1224 brachte zwei Ereignisse mit sich, bei denen die Mitwirkung der Geschworenen hervortritt. Unser Chronist geriet als Oberhaupt seines Klosters in Meinungsverschiedenheiten mit dem Propste Herderich von Schildwolde. Diese führten zu Tätlichkeiten, so daß sie den Landfrieden ernstlich bedrohten. Der Bischof von Münster hatte zu Emos Ungunsten entschieden, dieser berief sich auf den Papst und erlangte nicht nur ein obsiegendes Urteil und die Exkommunikation seines Gegners, sondern sogar auch diejenige seines Oberhirten, des Bischofs von Münster. Der Bischof versuchte demgegenüber durch seine Beauftragten das Volk auf seine Seite zu ziehen. Es kam zu einer großen Versammlung zu Lopversum in Groningerland, in der den Consuln des Fivelgo als der zuständigen Ortsobrigkeit die Geschworenen von Upstallsbom zur Seite traten. Diese trafen die Entscheidung, das Volk solle auf die Werbung der Abgesandten des exkommunizierten Bischofs erst dann eingehen, wenn genügende Bürgschaft geleistet sei, daß es darüber nicht selbst der Exkommnkikation verfalle. Da diese Bürgschaft nicht gestellt wurde, mußten die Bischöflichen ihre Sache ohne Unterstützung des Volkes weiter betreiben.

Noch in demselben Jahre hatten die Upstallsbomer Geschworenen sich mit einer Angelegenheit desselben streitbaren Propstes zu befassen. Diese war wegen des Patronatsrechtes über die Kirche zu Schildwolde mit der Gemeinde in Streit geraten, da er dieses Recht für sein Kloster zu behaupten suchte. Wieder zogen die Consuln des Fivelgo die Männer vom Upstallsbom heran, die hier wegen der Lage der Versammlungsstätte die östlichen Geschworenen genannt werden. Ein Ausgleich der Parteien wollte allerdings damals nicht gelingen. Daß sie übrigens ihrem Urteile auch andern Nachdruck zu geben wußten, als lediglich des Gewicht ihres Wortes, bewiesen sie im Jahre 1231. Die Dörfer Uithuzien und Eenrum, nördlich von Groningen, waren wegen des Besitzrechtes an einer Insel miteinander in Streit geraten. Die Geschworenen sprachen sie den Uithuizenern zu. Da die Eenrumer sich dem Spruche nicht beugen wollten, suchten die Geschworenen mit Hilfe des Landesaufgebotes von Fivelgo den Ungehorsamen ihren Willen aufzuzwingen. Es kam zu heftigen Kämpfen, ohne daß die Eenrumer, die mächtige Bundesgenossen fanden, bezwungen werden konnten.

Daß die Streitigkeiten bis 1250 anhielten und dann, ohne daß noch von Upstallsbom Geschworenen die Rede ist, beigelegt wurden, ist ein klarer Beweis dafür, daß die hoffnungsvolle Schöpfung des Jahres 1216 schon damals ihre beste Kraft verloren hatte und bald darauf vollendes verschollen ist. So sehr wir es bedauern mögen, daß wir über die bedeutsame Sache nur diese wenigen kurzen Angaben besitzen, und zumal über ein Eingreifen in ostfriesische Angelegenheiten, die unserm Chronisten ferner lagen, nichts erfahren, so können wir uns doch auch aus diesem wenigen über Aufgaben und Tätigkeit des Upstallsbomer Stammesbundes ein einigermaßen deutliches Bild machen.

Wer allerdings zu der am Upstallsbom einmal im Jahre versammelten Gesamtheit gehört hat, ist auf Grund unserer Nachrichten nicht mehr zu erweisen. Vermutlich sind es die Consuln der am Bunde beteiligten Landesverbände gewesen. In dieser Versammlung werden als eine Art ständiger Ausschuß der vereinigten Lande die Geschworenen gewählt. Ueber die weiter Tätigkeit der Upstallsbomer Vollversammlung haben wir keine sicheren Nachrichten. Daß sie außer der Vornahme der Wahlen in erforderlichen Fällen Anordnungen für das Bundesgebiet festgesetzt haben, liegt nahe, ebenso, daß allgemein friesische Angelegenheiten zur Wahrung des Landfriedens sowie die Schwierigkeiten zur Sprache kommen mußten, die sich den bisherigen Geschworenen bei ihrer Tätigkeit etwa in den Weg gestellt hatten, so gewiß wir uns die abgehenden Geschworenen im Geiste altfriesischer Einrichtungen ihren Auftraggebern gegenüber rechenschaftspflichtig zu denken haben.

Die Tätigkeit der Geschworenen selbst die nicht etwa nur vom Upstallsbom aus erfolgt, sondern in der Regel durch persönliches Eingreifen an der Stelle, wo sie erforderlich ist, erstreckt sich, soweit wir absehen können, vor allem auf die Wahung des Landfriedens, dessen Erhaltung in jenen unruhigen Zeiten ein wesentliches Stück aller Regierungs- u. Verwaltungstätigkeit war. Wir sehen, wie sie außerdem auch richterliche Befugnisse in Streitsachen ausüben, offenbar in solchen Fällen, wo die Macht der Consuln versagt und ihr Ansehen zur Urteilsvollstreckung nicht ausreicht. Ferner jedenfalls, wo die Streitfälle über die Grenzen der einzelnen Landesverbände hinausgehen oder diese selbst mit einander in Meinungsverschiedenheiten geraten sind. Zur Durchsetzung ihrer Erkenntnisse steht ihnen das Landesaufgebot zu Verfügung. Ueber die Anzahl der Geschworenen fehlen uns bestimmte Nachrichten, doch werden wir sie uns wohl, schon im Interesse der Beweglichkeiten der Behörde, keinenfalls groß vorzustellen haben.

Nicht viel mehr als zwei Jahrzehnte mag die Gesamtzeit der Wirksamkeit des Upstallsbomer Verbandes betragen haben. Der hoffnungsvolle Ansatz friesischer Stammeseinheit krankte dahin, ehe er sich noch über das ganze Stammesgebiet auszudehnen vermocht hatte. Das Wort Upstallsbom aber behielt in den Herzen aller Friesen, die es gut mit Volk und Land meinten, wie die Folgezeit gezeigt hat, einen guten Klang. In dem Worte Upstallsbom verkörperte sich in gleicher Weise das, was der fehdereichen Zeit und dem in sich zerspaltenen Volksstamme bitter not tat wie das was dem bodenständigen Bau volktümlicher Formen des öffentlichen Lebens wie sie sich von den -rott, -wiek oder -ende genannten Nachbarschaften über Kirchspiel und Landesviertel zum Landesverband aufbaute, seine natürliche und notwendige Krönung gab. Hatten deutsche oder auch italienische Städte, die von Friesen von Kreuz- und Handelsfahrten wohl bekannt waren, der Consulatsverfassung ihrer Landesverbände zum Vorbilde gedient, so reichte dieses Vorbild für eine gliedliche Zusammenfassung dieser einzelnen Landesverbände nicht aus, da es sich in diesem Falle eben nicht mehr um einzelne Gemeinwesen, sondern um einen auf geschlossenem Gebiete zusammenlebenden Stamm handelte.

Allerdings war auch eine andere Lösung der Frage denkbar, wie man diesem vielgestaltigen friesischen Gemeinwesen zu der so notwendigen Einheitlichkeit verhelfen konnte. Es brauchte nicht unbedingt ein Ausschuß zu sein, der die letzte Einheit des friesischen Stammes verkörperte. Auch aus der Zahl der Consuln oder Redieven hebt sich wohl deutlich erkennbar ein Sprecher oder Wortführe ab. In weiterer Ausgestaltung der damit angedeuteten Linie konnte man dem Stammesverbande auch wohl eine gewählte persönliche Spitze geben, ohne von den Grundlagen abzuweichen, auf denen die bodenständigen öffentlichen Einrichtungen des Friesenstammes beruhten. Man hat das versucht und zur Durchsetzung dieses Gedankens einen eigenartigen Weg gewählt, allerdings einen, der in seiner Art der Berufung auf uralte Sitte um 1216 nicht ganz unähnlich war.

Wieder riß Kreuzzugsbegeisterung alles Volk friesischen Blutes mit sich fort. Die zertrennten Glieder einen Stammes hatten in dem Kampfe für die bedrohten heiligen Stätten der Christenheit ein gemeinsames Wollen gefunden. Diese Stunde haben kluge Männer, die der Sache des Kreuzzugs und dem wahren Besten des friesischen Stammes in eins dienen wollten, auszunutzen gesucht. Als im Jahre 1247 die Kreuzprediger zu Groningen vor den führenden Männern der umliegenden friesischen Lande ihre Werbung in Gottes und des Papstes Namen überbrachten, da trugen sie auch ein feierliches Diplom zu Ehren der vielgepriesenen friesischen Freiheit in Händen. Es gründete sich, wie die Willküren des Friesenvolkes, auf Karl den Großen. Ja, es trug kühnlich des großen Kaisers Namen und Siegel. Und dennoch war es aus der Gegenwart heraus geboren, für die Gegenwart bestimmt.

Wir tun den Männern, die hier den Kindern ihrer Zeit das, was ihnen nütz und not war, als uralten Brauch annehmbar zu machen suchten, Unrecht, wenn wir das, was sie in die Form eines alten kaiserlichen Gnadenbriefes kleideten, als eine plumpe Fälschung bezeichnen. Es war doch etwas anderes als das. In dem angeblichen Privilegium Karls des Großen steckt ein Programm, und seine geistigen Väter waren, so wenig unwahres Wort und gefälschte Schrift je gutgeheißen werden können, immerhin nicht Bauernfänger sondern Staatsmänner. Die friesische Freiheit wurde im Privileg in weitgehendem Maße anerkannt, so daß damit auch den Resten der alten Grafengewalt auf die Dauer der Boden unter den Füßen entzogen werden mußte. Von den kirchlichen Rechten der freien Friesen hat man dagegen in dem Kaiserpergament, was durch priesterliche Hände gegangen war, verständnisvoll zu schweigen gewußt. Innerhalb des allem Lehnswesen abgeneigten Volkes sollte hinfort ein neuartiges Rittertum geschaffen werden, was bis auf die vorgeschriebene Bewaffnung den Bedürfnissen des Kreuzzuges entgegenkam. Denen entsprach es auch, daß an die Spitze des ganzen Stammes ein gemeinsam erkorenes Oberhaupt treten sollt. Ihm ward der den Friesen von ihren Fahrten nach Italien her geläufige Titel Potestat gegeben. So wurde mit den augenblicklichen Erfordernissen der Kreuzfahrt ein weitausschauender Plan zu einheitlicher Zusammenfassung des friesischen Volksstammes klüglich verbunden. Es ist der Gedanke des Upstallsbom, der auch aus Karls angeblichem Gnadenbriefe vor uns auftaucht. Aber unter dem hochragenden Freiheitsbaume steht nicht als der Inbegriff der Weisheit volkstümlicher Ratsversammlungen die „Gesamtheit der Friesen," sandern als Sinnbild der Kraft des mannhaften Stammes der eine ritterliche Recke.

Aus der Teilnahme der Friesen am Kreuzzuge ist damals nichts geworden. Sie taten ihrem Kreuzgelübde in der Heeresfolge für den vom Papste begünstigten deutschen König Wilhelm von Holland Genüge. Auch die Wahl des Potestaten ist nicht zustande gekommen, wenngleich man sich in Friesland noch jahrhundertelang in den angeblich verbrieften Rechten der Karlsprivilegien gesonnt hat. Für die Richtung aber die eine Weiterausgestaltung der friesischen Verfassung hätte nehmen können, ist das Potestaten-Programm bezeichnend.

(Fortsetzung folgt)

(Fortsetzung von Seite 5)

Ansiedler strömten herein, die Städte wuchsen, und eine große Stadt sprang auf. Man nannte sie Philadelphia, „Die Stadt der brüderlichen Liebe."

Hier war es, wo die brüderliche Liebe so recht an den Tag trat, als eines schönen Herbsttages Penn unter einer Ulme zu Shackamaxon mit einer Anzahl Indianer saß und mit diesen ein Bündnis schloß, welches nicht beeidigt wurde und welches auch nie gebrochen worden ist. Dieses Bündnis überführte einen großen Komplex Land an die Quaker und beschloß die Brüderschaft zwischen den Weißen und Roten. Die Nachbarkolonien lachten darüber, denn sie hatten eine andere Art, mit den Roten zu handeln. Die dachten, es sei klüger, den Indianer mit Feuerwasser aufzufüllen und ihm ein Land im betrunkenem Zustande abzuschwindeln. Diese belogen den Indianer, übervorteilten und beraubten ihn, woimmer sie konnten. Alles das war in Pennsylvanien unbekannt. Hier war der Indianer ein Mann, ein Freund, ein Bruder. Das gefiel dem Indianer. Daher wurden die weißen Nachbarn für etwa siebzig Jahre von den Indianern aus einem entsetzlichen Krieg in den andern getrieben, während Pennsylvanien im Frieden mit dem roten Volke lebte.

Auch der Neger war ein Bruder, und wenn er auch ein Sklave war. Dem Quaker stand es schlecht an, daß sein schwarzer Bruder von den Weißen sollte geknechtet sein. Die deutschen Freunde in Germantown urteilten darüber unter anderm in 1688: „....Menschen zu knechten und zu verschleppen, zu verkaufen und zu berauben und ihm seinen Willen zu nehmen, sind wir dawider." Anfänglich waren sie nur „dawider" und duldeten es. Doch bald begaben sie sich in den Kampf dafür. In 1758 waren sie in ihrem Kampfe gegen die Sklaverei so weit gekommen, daß unter John Woodman keinem Quaker, der einen Sklaven hatte, erlaubt war, in einer öffentlichen Versammlung zu sitzen, und in 1776 wurden alle Sklavenbesitzer aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, und am Ende des Achtzehnten Jahrhunderts gab es kein solch Ding als ein leibeigener Quaker Slave, außer wo gerichtliche Verwicklungen in Betracht kamen Zu der Zeit waren dreißig Tausend Quaker in Amerika.

Wenn Gott ein Gerichtsbuch führt, wie einige glauben, so hat er lange vorher schon dieses dahinein geschrieben: Der Quaker ist der erste Mensch, der die Einsicht bekommen hat, daß der Neger ein Mensch ist, der eine Seele in sich hat. Sein Geschlecht war das erste, sich von der Sklaverei zu befreien, koste, was es wolle. Und der Mensch könnte in sein Buch schreiben: Wären alle Kolonien in 1760 Quakerkolonien gewesen, wir würden keinen Bürgerkrieg in 1860 gehabt haben.

In 1756 traten die Quaker von der Regierung zurück, sie wollten keine Steuer zahlen, Kriege zu unterhalten, oder irgend einen Anteil am Kriege haben. Das führte zu Streitigkeiten. Dann ließen sie wohl auch das Ziel aus dem Auge. Wurden sie verfolgt, so waren sie mächtig; sobald jedoch die Verfolgung endete, verloren sie die Wirkung. Sie gingen in sich zurück, wurden mehr und mehr „wunderliche Leute mit wunderlichen Eigenschaften in Kleidertracht und Sprache." Kleine Dinge schwächten sie, kleine Sünden, kleine Mißtritte unter sich, während die großen Schäden in der Welt sich ihren Augen entzogen. Sie bedeckten das „Innere Licht", gaben ihm nicht die ihm zukommende Luft, und — erstickten es. Es wurden keine Harvards, keine Princetowns, keine Yales mehr gebaut, ihre Kinder vor weltlichen Irrtümern zu bewahren. Das Salz war schwach geworden, das Licht erloschen, und so verloren sie ihren Platz als frühere Kämpfer gegen alles Böse und verpaßten die Gelegenheiten. George Fox hatte es sehen können. Als er in 1691 starb, schloß er die Augen mit dem Gebet auf den Lippen: „Herr, gedenke der Brüder in Amerika."

Nun kam die Revolution, und der Quaker sollte Farbe bekennen, und er tat es. Als New York von ihnen eine Liste der militärpflichtigen Männer von 16 bis 60 Jahren verlangte, widersetzten sie sich diesen und antworteten: „Wir glauben, wir können Eure Anforderung nicht nachkommen; wir sind Christen, und wir können nicht kriegen." Einige Wenige schlossen sich, freiwillig den Reihen an, einige Wenige wurden gedrängt, doch die Mehrheit wollte nichts mit Blutvergießen zu tun haben. Man schalt sie undankbar, Narren u. s. w. Ihre Bethäuser wurden zerstört, ihre Häuser verbrannt und ihre Farme ruiniert. Man nahm ihnen ihr bewegliches Eigentum fort, wenn sie nicht Steuer zahlten, ihre Schullehrer wurden in Haft gesteckt, weil sie nicht den Schwur nahmen. Aber der Quaker ging nicht in den Streit. Er predigte Frieden und bestand darauf. Jeder wurde aus er Gemeinschaft ausgeschlossen, der in den Streit ging. Hohe Mitglieder, wie Thomas Mifflin, Gouverneur von Pennsylvanien, und General Nathanael Green wurden ausgeschlossen. Habt eure Kriege, wenn ihr wollt, sagten sie, doch erwartet keine Hilfe von uns, nicht einen Cent, nicht einen Mann. Ihr habt euch Mars erwählt, wir wählen Christus. Der Mensch könnte wieder in die Weltgeschichte schreiben: „Wäre das Parlament und der kontinentale Kongreß mit Quakern gefüllt gewesen, es hätte keine Revolution gegeben."

Während die Revolution in den Kolonien wütete, ging eine Reformation in den Gemeinden der Quaker vor. Die Prüfungen brachten sie auf Nachgedanken und sie gedachten der mißgebrauchten entschwundenen Jahre, und wurden feuriger denn je gegen den Gebrauch des Alkohols und der Sklaverei. Sie fingen wieder an, Schulen zu bauen, Literatur zu verbreiten und wechselten ihre Kleider. Nun wurde es besser, es wurde gut, aber es war zu spät. Es hätten vielleicht Wunder geschehen können, hätte nicht der Widersacher einen Schlüssel in die Räder der Getriebe geworfen. Es gab Streit unter ihnen, Kirchenstreit, der sie in drei Teile zersplitterte. Der Streit war die Lehre von Gott und Kirche. Es entstanden drei Spaltungen.

Trotz all diesem trieb eine innere Mache sie zusammen und bald entstanden wieder verschiedene Wohltätigkeitsanstalten in verschiedenen Teilen des Landes. Bald suchten sie neue Felder für ihre Lehre und verbreiteten sich weiter nach dem Westen, nach Indiana, Ohio, Kansas, je selbst nach Oregon und Californien. Auch langten sie hinüber nach Afrika, China, Syrien, Japan, Indien, Cuba, Alaska und andere Länder, wo sie Missionsstationen gründeten. Trotzdem sie am Ende des vorigen Jahrhunderts noch in vier Lagern geteilt waren, strebten sie die Menschenfreundlichkeit in verschiedene Richtungen an; sie standen für Prohibition ein, für höhere Löhne der Arbeiter, und das Aussaugen desselben durch die Geldbarone. Ihr größtes Interesse konzentrierte sich aber immer auf den Frieden und das Einstehen gegen den Krieg. Es wurden Friedensgesellschaften gegründet und diese trugen ihre Stühle in die höhere Lehranstalten und unter das gemeine Volk, und Friedensliteratur strömte massenhaft unter die Leute.

Als der Krieg in den Philippinen ausbrach, protestierten die Quaker scharf dagegen, und so auch gegen den Burenkrieg in Süd-Afrika, immerhin erfolglos. Doch sie sagten sich, sie taten, was sie konnten und was George Fox würde getan haben und wie Christus getan hat.

Als in 1914 durch Revolverschuß ein Prinz in Sarajewo getötet wurde, lachte der Kriegsgott über all die Friedensbestrebungen der „Freunde" bis auf einen späteren Tag.

Dieses Mal gingen die Quaker in den Krieg, einige sogar in der Uniform bis zum Schützengraben, andere bis nach Alcatraz und Leavinsworth, wo sie sich großartigen Demütigungen unterwarfen. Die meisten jedoch stellten sich und gingen mit zum Kampfplatze und zwar noch ehe die Ver. Staten sich dem Kriege anschloß. $5,000 ging monatlich aus der Quakermitte übersee, ehe Onkel Sam am Kriege interessiert war. Diese Summen wurden angewandt, die Lage der Gefangenen zu erleichtern usw. Als der Präsident der U. S. A. Freiwillige berief, stellten sich die Quaker am ersten. Sie gingen nach Frankreich, Rußland und Flandern, jedoch ohne Flinte, Spieß und Handgranaten. Bewaffnet mit Hakken, Schaufeln, Rechen, hinter ihre Traktore, als Aerzte und Krankenpflegerinnen. Sie zogen in die von Krieg verwüsteten, ausgeraubten Städte, wo die feindlichen Armeen durchgezogen waren und errichteten Suppenküchen, bauten Häuser, pflegten die von Gas ruinierten Soldaten, die hilflosen alten Leute und die neugeborenen Babies, die durch das Grollen der unweit hörbaren Kanonen ihr Schlummerlied bekamen. Während die „Tanks" über die herrenlosen, verwüsteten Felder jagten, mit dem Totenkopfschilde an der Seite, rollten die amerikanischen Traktore über die Felder der armen Farmer mit dem Friedensschilde an der Seite „Les Amis".

Die amerikanischen Quaker! Freund der Freundlosen! Freunde der französischen Farmer, der deutschen Gefangenen, während die Flut des Blutes immer höher stieg. An der Marne konnte man in dieser Zeit nicht selten einen amerikanischen Quakerjungen neben einem deutschen Gefangenen und einem französischen Farmer sehen, des letzteren Ernte einheimsen und unter Dach bringen. Les Amis! Unter den Quakern befanden sich Zahnärzte, Wundärzte, Drucker, Augenärzte und andere. Die Farmerjungen schoben ihre Pflüge so nahe hinter den verwüstenden Armeen, daß sie mitunter auf in der Erde vergrabene Bomben stießen. Quaker waren mit Beil und Axt hinterher und bauten auf, wo der Krieg noch immer niederriß. Sie kriegten nicht, sie liebten. In Deutschland allein unterhielten sie einen Fund von über dreißig Millionen Dollar von 1916 bis 1919. Sie versorgten Wien mit Kohlen, als diese nirgends zu haben waren. In Rußland unterhielten die Quaker Suppenküchen und Feldhospitäler, noch ehe Rußland zusammenbrach und ehe Lenin seine Hand ins Spiel bekam. Und als der Krieg endlich vorüber war, predigten die Quaker wieder gegen den Krieg, indem sie „Friedensbotschaften" in Paris, Moskau, Wien und Berlin errichteten, um der Welt neuen Frieden zu lehren. Und so wird die Sache der Quaker fortgehen, solange Quaker Quaker bleiben, und bis der Letzte der Quaker ins Grab sinkt.

Hat die Welt die Gutherzigkeit des Quakers erkannt? Gesehen? Hat man sie nach Würden behandelt, geschätzt, geehrt? Sie haben bewiesen, daß sie das Salz der Erde gewesen. Sie haben die Neutestamentliche Lehre gepredigt und praktisiert. Des nichtigen Mammons wegen haben wir unsere Söhne dem Moloch geopfert, Gott und die Welt betrogen und haben uns auf dem fast unendlichen Kriegstheater belustigt, während der Quaker fast ganz allein versucht hat, den Krieg aus der Welt zu treiben, und das an zwei hundert und fünfzig Jahre.

Was befähigte ihn, dieses tun zu können? Nicht die Politik, denn aus dieser schied er frühzeitig aus; und in den Gerichten hat er leider wenig Freunde. Auch nicht mit Zahlen, denn ihrer sind heute nur 107,000, die der Quaker-Kirche in Amerika angehören. Das Geheimnis dieser Kraft liegt anderswo: in seiner stillen, andächtigen Seele, in seinem frommen Herzen, in dem „Innern Licht". Welche Wunder hat Gott durch dieses Licht gewirkt! Manche Erfolge hat der Quaker heute diesem zu verdanken, und die Welt hat es nicht gesehen, noch gemerkt.

Die Welt schreit nach dem verlorenen Frieden; der Quaker hat ihn. Und immer noch steht er da und ruft wie George Fox und Lichfield sein „Wehe" den Kriegführenden entgegen.

—**Berlin.** Daß die **Geltendmachung der** Kolonialansprüche seitens einiger Länder, insbesondere seitens Deutschlands, nur eine Frage der Zeit ist, darüber ist kaum ein Zweifel möglich. Sind es doch wichtige wirtschaftliche und politische Fragen, die eine gerechtere Verteilung der Gebiete der Welt bedingen die der Herrschaft der weißen Rasse unterstellt erschienen. In politischer Hinsicht spielt die Forderung nach Gleichberechtigung nach einer Herstellung des vollen politischen Gleichgewichte eine Rolle. Die Wirtschaft verlangt die Lösung der Kolonialfrage — hier ist von Deutschland die Rede — vor allem mit Rücksicht auf die Rohstoffversorgung. Zuletzt hat in Genf Sir Samuel Hoare sich eingehend mit dem kolonialen Rohstoff-Problem beschäftigt; und es wird in der Folge, vor allem in England, wenigstens der moralische Anspruch auf eine bessere Versorgung mit Rohstoffen auch der nicht Kolonien besitzenden Ländern zuerkannt. Deutscherseits wurden auf der großen Kolonialkundgebung in Hamburg durch den Leiter des Kolonialpolitischen Amtes der N.S.D.A.P., Staathalter von Epp, die Kolonialwünsche in einer vorläufig nicht offiziellen Form bekanntgegeben. Sie laufen im Wesentlichen auf die Rückgabe der ehemals deutschen Kolonien, vor allem von Deutsch-Ostafrika, hinaus. Inzwischen wird in der englischen und deutschen Presse das Für und Wider der Kolonialfrage erwogen, wobei England, als glücklicher Besitzer, Deutschland auf die Zukunft vertröstet.

Die deutsche Presse, die sich mit den verschiedenen englischen Kundgebungen in der Kolonialfrage auseinandersetzt, betont, daß vier Faktoren zugunsten des Kolonialbesitzes sprechen: Rohstoffversorgung, Markt für die Industriewaren des Mutterlandes, Anlagegebiet für das Sparkapital des Mutterlandes und schließlich in einem gewissen Ausmaße Ausweg für den Bevölkerungsüberschuß eines hochindustrialisierten Landes.

—Goodwin, Ark. 17 Personen, darunter 14 Passagiere, kamen ums Leben, als ein Flugzeug der American Air Linie in der Nähe von hier in einen Sumpf stürzte.

—Istanbul. Aus verläßlichen Quellen kommt die Meldung, daß demnächst die Auslandminister der Türkei, des Irag, von Afghanistan und Iran zusammenkommen werden, wahrscheinlich in Bagdad, um einen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen, der kürzlich schon in Genf besprochen worden ist.

—Ottawa. Die soziale und Reformgesetze die während des letzten Amtstermins des Ministerpräsidenten R. B. Bennet beschlossen wurden, werden gegenwärtig auf ihre Verfassungsmäßigkeit von dem Oberlandesgericht von Canada geprüft.

Acht separate Vorlagen, die von der früheren Regierung verabschiedet wurden, einschließlich des Naturprodukten-Absatzgesetzes, welches der amerikanischen AAA ähnlich ist, die in vorletzter Woche von dem Oberbundesgericht der Ver. Staaten als verfassungswidrig erklärt wurde, sind einer Prüfung unterworfen. Auf die geplante Abänderung der canadischen Landesverfassung mag die Entscheidung der Richter von weitgehendem Einfluß sein und von dem Ergebnis hängt auch der Kurs der gegenwärtigen Mackenzie King-Regierung ab.

—König George V. war ein „Gentleman“ und jeder Zoll ein König.

—Lima Peru. Nach einer hier eingetroffenen Meldung ist der Vulkan Ubinas wieder tätig und wirft gewaltige Mengen von Asche aus, die die Ernte in der Umgebung vernichten. Die aus dem Kegel ausgestoßenen Rauchwolken leuchten während der Nacht im Feuerschein. Die Bevölkerung ist von einer panikartigen Furcht erfaßt worden.

—London. Rudyard Kipling einer der bekanntesten englischen Schriftsteller der Neuzeit, ist tot. Er starb an den Folgen einer Operation, die wegen eines durchgebrochenen Magengeschwürs.

Kipling schrieb viel im Interesse des britischen Imperialismus und verherrlichte insbesondere die Taten der englischen Soldaten. Sein einziger Sohn starb als 18-jähriger Leutnant im Weltkrieg, und Kiplings letztes wichtiges Werk war eine Zusammenstellung der Kriegstaten der irischen Garde, in deren Reihen sein Sohn gefochten hatte. Schon im Jahre 1907 hatte er den Nobelpreis für Literatur erhalten.

—Die kalte Welle, die übrigens noch lange nicht vorüber ist, hat, noch einer Chicagoer Depesche, nicht weniger als 220 Menschenleben dahingerafft und einen Schaden von vielen Millionen Dollars den Saaten zugefügt.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 3000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway. — — St. Paul, Minn.

—Ein Projekt von ungeheuren Ausmaßen und großer Vielseitigkeit wird von Bundessenator Norris von Nebraska in Vorschlag gebracht. Es handelt sich um nichts Geringes, als um eine Flußund Flutkontrolle im Tale des Mississippi, wie sie bereits am Tennessee zur Durchführung gelangt ist. Als Hauptzweck soll damit die Hochwasserkontrolle verfolgt werden, deren Bedeutung zur Sicherung weiter Gebiete gegen die schrecklichen Verheerungen der beinahe regelmäßig wiederkehrenden Fluten jedem Amerikaner einleuchtet. Die Verhütung der unberechenbaren Verluste durch die Ueberschwemmungen allein genügt, sich allen Ernstes mit einem derartigen Plane zu befassen und die Aufwendung der erforderlichen Millionen zu wagen. Daneben würde das Werk aber auch dem Ausbau der Schifffahrt auf dem Hauptstrome und den Nebenflüssen, der Bewässerung ausgedehnter Gebiete, dem Schutze des Bodens gegen so viele Zerstörungen, der Aufforstung und der Gewinnung elektrischen Stromes durch Wasserkräfte dienen.

Die Aufzählung dieser hochwichtigen Ziele allein genügt, das Interesse des gesamten amerikanischen Volkes in hohem Maße zu wecken.

— **Turtle Creek Pa.** Der letzte der sechs Männer welche den schwerverwundeten Präsidenten Abraham Lincoln aus dem Ford Theater in Washington trugen, starb am 9. Jan. in der Wohnung seiner Tochter. Es ist dies der 90 Jahre alte Jacob J. Soles, Veteran der Thompson Battery, unabhängige leichte Artillerie von Pennsylvanien während des Bürgerkrieges, der aus diesem Distrikt gebürtig war.

Soles war stets der Ansicht daß John Wilkes Booth nach dem Attentat entkam und er konnte sich nicht mit der Idee befreunden, daß der Mann bei einem Scheunenbrand seinen Tod fand.

Soles saß damals in einer Loge, die der des Präsidenten angrenzte, und trug Lincoln mit drei Freunden, Jacob Griffith, John Corey und Bill Sample, und zwei Wächtern hinaus. Die Leute sind ihm bereits im Tode vorausgegangen.

— **Wien. Oesterreichs Monarchisten** haben ihre Anstrengungen, den Erzherzog Otto auf den Thron zu setzen, verdoppelt, ermutigt durch eine Erklärung des Barons Friedrich von Wiesner, daß die „Kleine Entente" in ihrer Opposition gegen die Wiederaufrichtung der Monarchie in Oesterreich wankend geworden sei. In einer enthusiastischen Versammlung der Legitimisten erklärte Baron von Wiesner:

„Die Stimmung in der Tschechoslowakei hat sich radikal geändert. Während Prag noch vor Jahresfrist versichert hatte die Wiederherstellung der Monarchie in Oesterreich würde den Krieg bedeuten, haben viele Führer der öffentlichen Meinung in jenem Lande angesichts der gegenwärtigen Gefahr des Naizismus die Ueberzeugung gewonnen, daß die Rückkehr der Habsburger nach Oesterreich nur von Vorteil sein könnte."

Ein anderer Führer der Legitimisten Baron Hans von Zessner, erklärte daß es in Mitteleuropa keinen dauernden Frieden geben werde, solange nicht die Habsburger, darunter der im Exil in Belgien lebende Erzherzog Otto, wieder nach Oesterreich zurückkehren.

In Ungarn hat sich die monarchistische Opposition gegen den Ministerpräsidenten Julius Gömbös zusehends verschärft. Der Führer dieser Opposition ist Graf Anton Sigray. Die Monarchisten machen Gömbös den Vorwurf, daß er mit Deutschland „liebäugle."

o ge-
rischen
klarte

hoslo-
Wäh-
verfi-
g der
e den
er der
Lande
Gefahr
g ge-
sbur-
Vorteil

misten
e daß
ernden
ht die
zil in
wie-

rchisti-
erprä-
ehends
osition
narchi-
f. daß

037

en Sie
ort St.
n, wo

finden
Ihnen

n.

40.00
75.00
85.00
125.00
150 00
150.00
150.00
175.00
195.00
200.00
875.00
850.00
900.00
975.00
975.00

150.00
165.00
200.00
250.00
275.00
275.00
100.00
150.00